

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1845)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655752>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Neujahrswünsch des Boten.

Des Wünschens wird der Mensch nie satt,
Und sollt' er tausend Jahre leben.
Nie gnüget ihm das was er hat;
Nur was er nicht hat wünscht er eben.
Das ist die Feder in der Uhr.
Denn, guter Freund, wenn's anders wäre,
So ruhten alle Menschen nur,
Und ohne Arbeit — welche Leere!
Drum las' sie wünschen! — Doch ist wahr,
Nur selten wünschen sie das Rechte.
Am Ende erst wird's offenbar,
Statt Gutem wünschten sie das Schlechte.
Was Einer auch dem Andern wünscht
Ist auch — so! so! Denn Mancher denkt
Dabei gar nichts; der treibt nur Kunst
Damit man ihn dafür beschenket.
Doch wenn ein neues Jahr beginnt,

Will Alles auch ein Wünschlein haben.
Und Alles wünscht, und Alles sinnt
Auf lauter neue gute Gaben.
So wünscht denn auch der alte Bot
Von Herzen seinen Lesern allen
Ein gutes neues Jahr von Gott. —
Zum Besten, mein' ich, wäre Allen:
Mehr Frieden unserm Vaterland;
Und minder zankende Parteien,
Mehr Zucht und Sitte, mehr Anstand
Und minder grobes Schelten, Schreien:
Mehr Leser Gottes heil'gem Wort,
Und minder Zeitungslesereien;
Mehr Leut' an Gottes heil'gem Ort,
Und minder die im Wirthshaus schreien.
Mehr Sinn für Schul' und Kinderzucht,
Und minder neue Wirthshausbauten.

E

Mehr wahren Christenglaubens Frucht,
Und minder die auf Sekten trauten.
Mehr Hunger nach dem höchsten Gut,
Und minder nur nach Reichthum laufen.
Mehr Durst nach frommem Sinn und Muth,
Und minder Durst zum Branntweinsauen.
Mehr Weiber fleißig, häuslich, treu,

Und minder liederliche Männer.
Mehr rechte Arbeit, die Gott freu',
Und minder stets der Branntweinbrenner.
Mehr christlich Leben vor dem Tod,
Und dann ein minder ängstlich Sterben;
Das Alles las' der liebe Gott,
Euch in dem neuen Jahr erwerben.

Merkwürdigkeiten der Stadt Bern. (Beschluß.)

Der Viehmarkt war ehemal in der Stadt, auf dem Platze, der vom Kefichthurm bis zum obern Graben geht. Jetzt ist er zwischen den Thoren, vom Christoffelthurm an bis zur kleinen Schanze. Auch der Pferdemarkt, der Rosmarit, ward schon früher von der Judengasse weg aus der Stadt verlegt.

Die Waisenhäuser. Die Stiftung dieser schönen Erziehungsanstalten fällt in das Jahr 1757. Anfänglich sollten etwa 20 Burgerkinder beiderlei Geschlechts darein aufgenommen werden. Später wurden sie getrennt und die beiden Häuser standen hinter den Speichern. 1783 fieng man den Bau des jetzigen Knabenwaisenhauses an, unten auf dem Zeughausplatz. Und 1786 nach seiner Vollendung bezogen die Mädchen die frühere Wohnung der Knaben. Jetzt aber wohnen die Mädchen vor dem Thore. Die Knaben machen ein eigenes militärisches Korps aus, werden fleißig exerzirt, haben zwei kleine Kanonen und bedienen sie recht brav.

Der Zeitglockenthurm steht mitten in der Stadt, und ist schon 1191 gebauet, und also sehr alt. Seinen Namen hat er wohl daher, weil wahrscheinlich hier die erste

Zeit-Uhr mit Schlagwerk errichtet ward. Ehemals war er die Gefangenschaft, und zugleich das obere Thor der Stadt, die nur bis hier gieng. Hier ist, unter der großen Uhr, welche Stund und Viertel zeigt und schlägt, noch eine sehr künstliche astronomische Uhr. Sie zeigt den Mondlauf und seine Veränderung, die Zeichen des Thierkreises, den Wochentag u. s. w. Ein Hahn kräht so oft es schlagen will und auch wenn es geschlagen hat. Ein sitzender Mann zählt die Stundenstreiche, sowohl mit Aufthun des Mundes, als mit einem Scepter in der einen Hand, und mit der andern fehrt er ein Stundenglas um, u. dgl. m. Im Jahr 1527 ward diese künstliche Uhr an Kaspar Brunner um 2000 Pfund zu machen verdinget.

Das Zeughaus steht obenher der französischen Kirche, und ist sehr alt. Es enthält Alles was zur Kriegsführung nöthig ist, und auch Werkstätten, worin dergleichen Material verfertigt wird. Ehemal war es sehr reichlich mit Allem versehen; hatte auch manche alte Merkwürdigkeit aufzuweisen. Wie viel die Franzosen 1798 übrig gelassen haben, weiß der Vate nicht. Er geht nicht dorthin, denn er friegt allemal Herzweh, wenn er an die schöne Zeit denkt, wo er noch jung war.

Bon der Natur.

(Forsezung.)

Zu denjenigen Thieren, deren Gebiß dem der Mäuse ähnlich ist, und die darum zu den Nagethieren gehören, kommt auch der Hase, wovon unser Land zwei verschiedene Arten aufweist. Der gewöhnliche Hase in seinem rothgelblichen Felle, ist allgemein bekannt, und bedarf keiner Beschreibung. Seine längern Hinterfüße haben für ihn den Vortheil, daß er besser bergan steigt, und gewaltige Sprünge machen kann. Gegen seine größten Feinde, die Jäger und ihre Hunde, wehrt er sich nur durch schnelle Flucht und mancherlei Absprünge, Wiedergänge und andere Listen, durch die er die Spur verwirrt. Schädlich werden sie vorzüglich bei tiefem Schnee, wo sie zu keiner andern Nahrung kommen können, und aus Hunger und Noth die Rinde von jungen Obstbäumen abnagen, die dann absterben. Man benutzt ihr Fleisch und ihren Balg.

Vielen mag dagegen der weiße Hase, oder Berg-Hase unbekannt sein. Seine Ohren sind kürzer als am gemeinen Hase, und seine Farbe im Sommer ganz grau. Seine Hinterfüße sind breiter als am gemeinen Hasen, was ihm beim Laufen über den Schnee sehr zu gute kommt. Der hauptsächlichste Unterschied ist aber der, daß der Berg- oder Alpen-Hase jährlich seine Farbe ändert. Im Winter ist er schneeweiss, bis an die schwarzen Epizien der Ohren, und diese Farbe schirmt ihn vor der Nachstellung der Raubvögel. Gegen das Ende des Mainionats wird er nach und nach von unten auf grau, bis er über und über eine einzige Farbe hat. Dieser Hase wohnt in den Bergen des Oberlandes, und anderwärts auch in nördlichen kalten Gegenden.

Das Kaninchen, Küneli, Küngeki, sieht dem Hasen sehr ähnlich, ist aber überhaupt kürzer und die Hinterfüße kleiner als am Hasen. Wild findet man sie in unserem Lande nicht, sondern nur als Kurzweil für Kinder, eingesperrt. In der Freiheit gräbt sich das Thier Höhlen, und lebt unter der Erde. Sie sind gesellig und in großen Gesellschaften beisammen. Sie sind sehr fruchtbar, so daß ein Paar, da wo sie in Sicherheit sind, in wenigen Jahren sich in die Tausende vermehren kann. Das Fleisch giebt einen guten Braten, und die Haare, zumal die der langhaarigen, werden zu Hüten, und mit Seide vermischt, zu Strümpfen und Handschuhen verarbeitet.

Wir kommen nun zu einer Thierart, die in mehreren Rücksichten merkwürdig ist, nämlich zu

Den Fledermäusen. „Ach huf! das si wüesti Thier, me sott si alli z'todt schlah!“ sagt das Spinnerbäbeli. Aber Bäbeli, wenn man alles tott schlagen wollte, was nicht hübsch ist, so würde noch manches Spinnrad ledig. Und Bäbeli schwytgt, und ich sage weiter: allerdings sind die Fledermäuse nichts weniger als hübsch, aber doch merkwürdig. Der liebe Gott braucht aber allerlei Leute in seiner Haushaltung! Wenn die Schwäben, Hausrötheli und viele andere Vögel den Tag über eine Menge Insekten wegfangen, so lösen die Fledermäuse sie ab, und arbeiten fort, wenn jene in der Abenddämmerung Feierabend machen und schlafen gehen. Was brauchen sie hübsch zu sein, da sie nur in der Dunkelheit fliegen, wo Niemand ihnen in's Angesicht schaut! Merkwürdig aber sind sie erstlich: weil sie das einzige vierfüßige Thier sind, das fliegt, und zwar ohne Federn. Der ganze Körper, auch die Gingeveide,

sind wie bei allen denen Thieren, die lebendige Junge gebären, und sie säugen; aber sie fliegen doch wie die Vogel. Zum andern ist merkwürdig ihre Bildung. Die Vorderfüße, oder besser die Arme mit den Fingern sind viel länger als der ganze Körper. Der Daumen ist sehr kurz und er einzig hat einen Nagel. Die andern Finger sind sehr lang, in die Flughaut verwachsen und vertheilt, wie die Stäbe in einem Regenschirm, und thun die nämlichen Dienste zum Aufspannen und Zusammenlegen. An den Hinterfüßen hingegen sind die Finger alle bei einander. Das Gesicht ist bei allen häßlich, und wer Fratzengesichter sehen will, findet sie bei den Fledermäusen noch ärger, als bei den Affen. Die Ohren sind meist sehr lang und sonderbar gebildet, die Augen sehr klein, die Nase mit besondern Auswüchsen verunstaltet. Zum dritten ist merkwürdig ihre Lebensart. Sie sind Kinder der Finsterniß, die das Licht scheuen; aber nicht, wie manche Menschen, wegen bösem Gewissen, sondern als schuldlose Thiere, wegen blöden Augen, die das Licht nicht erleiden mögen. Sie wohnen darum an dunkeln Orten, in Höhlen, Löchern, unter Dächern, und kommen nur in der Finsterniß heraus. Am Tage sind sie in ihrer Flughaut eingewickelt, mit dem Daumen angehäckelt in ihren Schlupfwinkeln. Im Winter hängen sich mehrere aneinander und schlafen, bis die Frühlingssonne sie weckt. — Zum vierten ist merkwürdig ihre Nahrung. Die besteht in allerlei Insekten, besonders solchen, die des Nachts fliegen, Nachtschmetterlinge, allerlei Käfer und Fliegen, die sie, wie die Schwalben, im Fluge fangen. So klein und schwach ihre Augen am Tage sind, so genau sehen sie des Nachts, und verfehlten ihren Raub nicht. — So sind diese Thiere,

troß ihrer Häßlichkeit, doch nützlich, und gleichen darin manchem unscheinbaren Tagelöhner, der bei geringer Arbeit und Verdienst doch der Welt mehr nützt, als ein fauler Tagedieb im seidenen Gewande. — Und da findet der Vate noch eine fünfte Merkwürdigkeit, daß nämlich diese armeschuldslosen Thiere doch aus Vorurtheil und Übergläube verfolgt und, wo sie den Menschen in die Hände fallen, getötet werden. Man sieht sie für eine Art Gespenster an; man hält sie für giftig; man meint sie hängen sich den Menschen in die Haare und verursachen durch ihren Urin die Grindkrankheit u. s. w. Und ist alles nichts! Sie thun Niemand Leides, und sind froh, wenn man sie ruhig läßt. — Der Vate will ihnen darum bei mäßiglich zum Besten reden.

Wir hätten jetzt noch diejenigen Säugethiere zu betrachten, die beständig im Wasser leben, wie die Walfische, Seehunde, Walrosse u. dgl. Da aber dergleichen in unserm Vaterlande nicht vorkommen, so sind wir hier mit den Säugethieren am Ende, und gehen künftig, wenn uns Gott Leben und Gesundheit giebt, zur Naturgeschichte der Vogel.

Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

Die Kajüte. Auf den großen Schiffen das Zimmer des Kapitäns.

Die Kalesche: ein leichtes, oben offenes Fuhrwerk.

Die Kapsel. Die Bekleidung oder Bedeckung einer Sache mit harter Materie, z. B. Eisenblech. Dann auch eine Büchse, Futteral, worin etwas aufbewahrt wird.

Daher die Käpselein, die man jetzt zum Schießen braucht, den Namen haben, weil darin wie in einer Büchse, das Knallsilber enthalten ist.

Das Karat. Ein kleines Gewicht, womit das Geld und die Edelsteine gewogen werden. Ein Karat Goldes hat 12 Gran; ein Karat Edelsteine nur 4 Gran.

Die Karavane: eine Anzahl Reisender in den Morgenländern.

Die Karbatsche: eine Peitsche von geflochtenen Lederriemen. Einen Karbatschen heißt: einen tüchtig abprügeln.

Die Kardetsche: so heißt in Deutschland das Instrument, das wir Karte heißen, um die Wolle zu karten.

Das Karnieß: der dritte, obere Theil eines Hauptgesimses.

Die Kartätsche (mit t geschrieben) ist eine von Karte, Zwilch oder dünnem Blech gemachte Büchse, voll Kugeln, Nägel, gehacktem Eisen u. dgl., die in eine Kanone geladen wird, und fürchterlich in den Gliedern hauset.

Die Karthaune: eine Art groben Geschüzes.

Sich kasteien: sich aus vermeinter Frömmigkeit eine Qual anthun, z. B. Fassten, Hunger leiden, sich geiseln, mit Erbsen in den Schuhen eine Wallfahrt thun u. dgl.

Der Keßer! So heißt man, besonders bei den Katholiken, einen Menschen, der in einem oder mehrern Punkten von der allgemeinen Kirchenlehre abweicht. Eine solche abweichende Lehre heißen sie eine Kezerei; und wenn sie uns Protestanten kurzweg alle Kezer nennen, so sagen wir, sie verkehren uns, und trösten uns mit Math. V, 22.

Die Klausen. Das Wort kommt vom

lateinischen und heißt etwas Geschlossenes. Daher 1) die Zelle eines Mönches in einem Kloster. 2) Ein enger Paß zwischen Felsen, die Klus.

Das Klima. Die Erde hat verschiedene Striche, mehr oder weniger nach Mittag oder Mitternacht gelegen, und in jedem Erdstrich sind wieder die einzelnen Genden anders gelegen. Die Beschaffenheit der Lust und der Witterung, die aus jener Lage hervorgeht, heißt das Klima des Ortes.

Der Kobold. So nennt der Übergläube einen Hausgeist, Poltergeist.

Der Koloss. So hieß ehedem ein ungeheures ehernes Bild auf der Insel Rhodus. Daher nennt man überhaupt einen übermäßig großen Körper einen Koloss, und etwas außerordentlich Großes kolossal.

Komisch ist lächerlich.

Die Komödie, gewöhnlich Komedie, ein Schauspiel, besonders lustigen Inhalts; daher auch eine andere lustige oder verhüschete Sache.

Der Kompan, auch Kumpan: ein Gesellschafter.

Der Kork, wir sagen Pantoffelholz, ist die Rinde von einer Art Eichen, die in warmen Ländern wachsen.

Korkstöpfel ist ein Pantoffelzapfen. Warum Pantoffel? Wohl daher, weil man dünne Sohlen von diesem Holze in die Schuhe thut, der Wärme und Trockene wegen.

Die Kritik. a) Die Wissenschaft etwas nach den Regeln der Kunst zu beurtheilen. b) Diese Beurtheilung selber. Kritisiren, beurtheilen. Kritisch, was viel Bedenkens erfordert, ungewiss.

Kubus: ein Würfel, ein Körper der sechs völlig gleiche Seiten hat. Daher ein Kubifuß Holz oder Stein. (Fortsetzung folgt.)

Der Bote erklärt den Kalender. (Fortsetzung.)

Diese zwölf himmlischen Zeichen bezeichnen die Gelehrten, der Kürze wegen, also:

Widder; Stier; Zwillinge;
Krebs; Löwe; Jungfrau;
Waage; Scorpion; Schütze;
Steinbock; Wassermann; Fische.

Diese Eintheilung und Benennung der scheinbaren Sonnenbahn ist sehr alt, und die Namen haben keine andere Bedeutung, als daß sie sich auf Dinge beziehen, die vor Jahrtausenden in Chaldäa oder Egypten vorfanden. Am 21. März tritt die Sonne in den Widder (○ in ♈). Dort wurden zu dieser Zeit die meisten Lämmer geboren, daher der Name. Am 20. April ○ in ♉. Es wurden die meisten Kälber geboren. Am 20. oder 21. Mai ○ in ♊. Ehemal hieß dieses Zeichen die Ziegen, aus dem nämlichen Grunde. Später setzten die Griechen zwei berühmte Helden, die Zwillingsschwestern, Castor und Pollux, an deren Stelle; darum heißt's jetzt die Zwillinge.

Am 21. Juni oder Brachmonat ○ in ♋. Sie hat jetzt den höchsten Punkt erreicht, und kehrt gleichsam zurück, geht hinter sich; darum heißt's im Krebs.

Am 22. Juli oder Heumonat ○ in ♌. Weil dort die größte Sonnenhitze war, die man mit der Wuth eines Löwen verglich, so nannte man das Zeichen den Löwen.

Die sogenannte Jungfrau bedeutet eine Schnitterin mit der Sichel in der Hand und einer Garbe im Arm; weil dort die Ernte in diese Zeit fiel. Also am 23. August ○ in ♍.

Am 23. September oder Herbstmonat steht ○ in ♎. Weil da die herbstliche Zug-

und Nachtgleiche eintritt, also der Tag der Nacht das Gleichgewicht hält.

Am 23. Oktober oder Weinmonat ○ in ♏. Weil dort zu dieser Jahreszeit gemeinlich gefährliche Krankheiten zu herrschen pflegten, so verglich man sie mit dem giftigen Stiche des Scorpions.

Im November, unserm Wintermonat, gieng dort die rechte Jagd an. So nannte man jenes Himmelszeichen, worein die ○ am 22. November tritt, den Schützen, ♐.

Der Steinbock steigt auf den Bergen in die Höhe. Weil nun vom 22. Dezember oder Christmonat an die Sonne von ihrem tiefsten südlichen Punkte wieder gegen die Mittaglinie zu steigen anfängt, so heißt es ○ in ♑.

Vom 20. Jänner an bis zum 18. oder 19. Februar oder Hornung pflegte es in jenen Gegenden, wo der Tierkreis erfunden wurde, vorzüglich viel zu regnen. Daher der Name Wassermann. ○ in ♒.

Vom 19. Hornung bis 20. oder 21. März gieng dort die Fischerei wieder an. Darum heißt jenes Zeichen die Fische. ○ in ♓.

Nun sieht der verständige Leser schon, wie thöricht es ist, zu sagen: der Fisch ist ein lindes Zeichen, wenn ich im Fisch mezge, so wird der Speck lind! Wird er dann giftig, wenn das Schwein im Zeichen des Scorpions geschlachtet wird? Oder: man muß die Rübli im Fisch säen, sie werden glatt, weil der Fisch glatt ist! Aber kriegen sie dann Hörner, wenn sie im Widder, im Stier oder im Steinbock gesät werden? Der Leser merke sich doch darüber Folgendes:

Für's Erste. Jene Zeichen sind weder Stiere noch Widder, weder Krebse noch Fische, sondern es sind ja Sternbilder, die von der Natur und den Eigenschaften der

Ehre, deren Namen sie tragen, gar nichts an sich haben, also auch keinen solchen Einflus über können.

Zum Andern. Jene Benennungen sind zu einer Zeit und in einem Lande entstanden, die ganz anders sind, als unsere Zeit und unser Land. Darum passen diese Namen auch nicht für uns. Die Geschäfte des Landmanns, auf die jene Namen Bezug haben, fallen bei uns in eine ganz andere Zeit.

Zum Dritten ist zu merken, daß die Zeichen, die bei den einzelnen Tagen im Kalender stehen, nicht den Stand der Sonne, sondern des Mondes bezeichnen, und ebenso wenig Gutes oder Böses bedeuten können. Wenn also ein Kindlein geboren ist, und die Hebamme schlägt flugs den Kalender auf und fragt nach dem Zeichen, und macht ein bedenkliches Gesicht, wenn's ein sogenanntes unglückliches Zeichen ist, so ist das ein blinder heidnischer Aberglaube. Glück oder Unglück eines Menschen steht nicht in der Gewalt eines Sternbildes, eines leblosen Geschöpfes, sondern in der Hand des lebendigen Gottes. Zu dem wende dich, wenn du für dein neugeborenes Kind Glück und Segen suchst.

Esküse! Ich kann mir nicht helfen! Ich komme allemal in Eifer, wenn ich sehe, wie viel thörichter Aberglaube noch übrig ist, in einer Zeit, wo doch Alles sich mit Aufklärung und Bildung groß macht. — Doch weiter im Text. Jetzt folgt in unserm Kalender — denn über diesen rede ich — die Colonne für den Mondlauf, d. h. seinen Aufgang und Untergang; das bedarf keiner weitern Erklärung. Aber blutwenig versteht sicher der Leser von der folgenden Colonne, Planetenstellung! Hier ist Astronomie und Astrologie, Wahres und

Falsches durcheinander, und auch vom Wahren das Meiste dem gemeinen Manne unnütz. Was er brauchen kann, ist etwa: der Sonne Aufgang und Untergang, und die Mondsviertel; aber was soll er mit dem Uebrigen? Da kommen die Zeichen ☽ Sonne. ☽ Mond. ☽ Erde. ☽ Merkurius. ☽ Venus. ☽ Mars. ☽ Jupiter. ☽ Saturnus. ☽ Uranus, die Planeten. Ferner ✶ Gesechstelschein. □ Geviertelschein. △ Gedrittelschein. ☼ Zusammenskunft. ☽ Gegenschein. ☽ Drachenkopf. ☽ Drachenschwanz u. s. w. Das Alles ist für die gelehrten Sterngucker nützlich; aber dem gemeinen Mann macht's weder kalt noch warm, weil er nichts davon versteht; und verstände er's, so nützt ihm nichts! Jetzt aber kommt auch astrologischer GrümpeL dem aller vernünftige Grund mangelt. Z. B. ☽ gut Holz fällen. ☽ gut Mist ausführen. ☽ gut Schröpfen. ☽ gut Kinder entwohnen. ☽ gut Säen u. s. f. Das Alles ist nichts, und ein verständiger Landmann weiß wohl, daß er auf die Jahreszeit, Wind, Wetter, Beschaffenheit des Jahrganges achten muß, und nicht auf solche Zeichen, die notabene nur so auf's Gerathewohl hineingesetzt werden. Ebenso ist's auch mit der Witterungsanzeige. Auch das ist nur so von ungefähr gemacht, wie der geneigte Leser gleich merken wird, wenn er liest: „Regen“ und dann fragt: wo wird's regnen? oder wenn er mehrere Kalender mit einander vergleicht, wo denn z. B. der Basler „schön“, der Solothurner „trüb“, der Berner „Regen“ und vielleicht jeder etwas Anders hat. Item: wenn's aber nicht mehr drin wäre, so meinten Viele: „Die Prattigmacher cheu nüt meh! Thri Prattig ist nüt meh nüt!“ Je nun so heit's, weders so weit.

(Fortsetzung fünftig.)

Neue Kalender-Praktika
auf den gegenwärtigen Horizont der Auf-
klärung gestellt.

Aderlassen ist gut, wenn's sein muß, und der Doktor es befiehlt. Iss nicht das, so behalt du dein Blut, dein Geld und deine Gesundheit.

Blutegel ansetzen ist ebenfalls gut, wenn's der befiehlt, der's versteht. Es giebt aber auch zweibeinige Blutsauger, die kein Arzt verschreibt; die sind in allen Zeichen nichts nütz!

Finsternisse an Sonne und Mond bringen uns weder Gutes noch Böses. Aber die Finsternisse in den Köpfen, in den Häusern, Gemeinstuben, Schulen, Rathsstuben, die sind vom Bösen. Es giebt auch hier und da Finsternis im Geldsäckel, wenn man — Nichts drin sieht. Am besten ist die Finsternis für Schelmen und — — Nachtbuben.

Die Fruchtbarkeit ist gut in Korn, Wein, Erd- und Baumfrüchten, in wohlgerathenen Kindern, guten Legehühnern und Gänsen, item Schafen, Schweinen, Kühen und Kälbern. Aber der Bote prophezeihet eine viel größere Fruchtbarkeit von Hudlen und Lumpen, Geldtagen, Gantsteigerungen und dergleichen Früchten der Wirthshäuser und Pinten; item uneheliche Kinder; item Schelme und Betrieger; item Streit, Hader, Uneinigkeit; item Schimpfen und Lästern in den Zeitungen.

Holzfällen ist gut, wenn man's hat. Holz stehlen und Freveln ist in allen Zeichen schlecht. Merk aber: auch Holzfällen darfst du nicht, wie so viele Narren, die um eines augenblicklichen Vortheils willen dem ganzen Lande einen viel größeren Nachtheil für die Zukunft bereiten.

Haarschneiden darfst du, so oft sie dir zu lang gewachsen sind, und frage nichts nach den Zeichen, sitemal die Zeichen auch nichts nach dir fragen. Haarschneiden ist in allen Zeichen schlecht, sei's geredet, oder geschrieben, oder gedruckt.

Der Jahresregent ist nicht unter den Planeten zu suchen, sondern über ihnen: der sie und alle Sterne ausführt, wie ein Hirt seine Schafe, der sie alle mit Namen nennt, und es an keinem fehlen läßt, der ist der rechte, einzige Regent. Es giebt aber hier unten auf Erden eine Menge anderer kleinerer Jahresregenteu, die sich doch verteufelt mausig machen; und jedes Haus hat bald seinen eigenen. Hier ist der Mann Meister, nach dem Worte: er soll dein Herr sein. Dort ist die Frau Meister und sagt: er soll mein Narr sein! Hier der Pantoffel oder der Besenstiel, dort der Stiefel oder der Ellstecken und Knieriemen! Hier die Kammermagd, dort die Kochin. Ja, in manchem Hause regiert gar ein Teufel, Hochmuthsteufel, Geizteufel, Zankteufel, Brönteufel, Spielteufel, Hoffahrtsteufel, Sau- teufel ic. ic. Da muß man sich freuzen und segnen davor!

Kinder entwöhnen ist recht gut in allen Zeichen! Entwöhne sie aber nicht nur von der Muttermilch, sondern vielmehr von den Fehlern, die sie oft mit der Muttermilch einsaugen; von der Hothscherei und Unreinlichkeit, vom Klapperwerk und Lügen, vom Obststehlen, vom Schwören und Fluchen. Dafür brauchst du nicht in den Kalender zu gucken. Guck du lieber in das Buch Gottes, wo es heizt: ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung des Herrn!

Mist ausführen zu rechter Zeit ist gut; das Zeichen dazu such nicht im Kalender,

sondern in der Zeit, der Witterung und im
Acker. Am schlimmsten ist Mistausführen
wenn man — keinen hat. Am besten wenn
du im Haus und in den Stuben gar keinen
Mist duldest, und deine Wohnung nicht zum
Stall machst.

Gäen hat seine Zeit wie Alles! Ist's
die rechte Zeit, so säe du, wenn schon das
Zeichen nicht im Kalender steht. Ist's zur
Unzeit, so hilft die Mistgabel in der Prättig
nichts. Merk aber erstens: Wer nichts
sät, kann nichts ernten. Bist du ein Tag-
dieb, der nichts Gutes und Rechtschaffenes
verrichtet im Leben, so langst du als ein
nackter Bettler in der andern Welt an.
Merk zweitens: Wenn du Nesseln des
Unfriedens und Unkraut der Sünde hier
aussäest, so wirst du dort mit Nesseln ge-
züchtigt werden, und nur Unkraut essen;
denn was der Mensch sät, das wird er
ernten.

Schröpfen, soll ich? Wann soll ich?
Weiß nicht! Frag den Doktor und folg ihm!
Es giebt Leute, die das ganze Jahr in allen
Zeichen schröpfen, z. B. die Wirthschaften,
Advoleten, Rechtsagenten u. dgl. Sie selber
befinden sich recht gut dabei; desto schlimmer
ihre Kunden! — Håb Sorg, Baschi!

Zinszahl! Wohl eine böse Zahl für
Manchen, der zahlen soll und nichts hat!
Leicht ist Geld entleihen; schwerer die Zinse
richtig zu geben; am schwersten das Kapital
zurückzuerstatzen. Darum hütet dich vor
Schulden, wie vor — Läusen!

Es duecht mi, Hans, e solchi Prättig,
Hått' mit sogar e bösi Gattig!

Etwas aus alten Zeiten.

Wenn etwa einer oder der andere meiner
günstigen Leser sagt: „Wir leben in einer
neuen Zeit, und darum geht uns die alte
nichts an,“ so sage ich: das Erste ist wahr,
aber das Andere grundfalsch. Ja, in einer
neuen Zeit leben wir, und Mancher macht
dazu ein Gesicht, als ob ihn die neuen
Schuhe drücken. Und mit jedem Tage
kommt abermal Neues zu unserer Zeit hinzu,
und ist wohl gut, so Einer dem alten Sprüch-
lein folgt: „Schickt euch in die Zeit!“
Aber darum die alte Zeit vergessen und
hintansezgen, das, mein geneigter Leser, ist
ganz und gar nichts nuz! Denn merke:
es ist mit den Zeiten, wie mit den Leuten.
Die Jungen kommen von den Alten. Hättest
du keinen Vater, Grossvater und Aehniggross-
vater gehabt, so wärest du selber auch nicht
da. Und wäre dein Vater ein Anderer ge-
wesen, etwa der Simmen-Joggi von Erlach,
oder der Lengnau-Peterli, oder der Lahme
Kehler, Peti Frei, oder der Hudilumper-
Sepli von Trub, so wärest du, geneigter
Leser, sicher selber auch ein ganz anderer
geworden. Darum, wäre die alte Zeit nicht,
so wäre auch keine neue; und wäre die alte
Zeit eine andere gewesen, so müste auch
die jetzige eine andere sein. In der Welt
hängt alles zusammen, die Vergangenheit
mit der Gegenwart, und diese mit der Zu-
kunft. Wer von der Vergangenheit nichts
lernen will, wird leicht ein — Esel oder
ein — Schurke! — Nichts für ungut! Also
erzählt der Bote aus der alten Zeit, wie
folgt: Im Jahr 1191 baute der gewaltige
Herzog Berchtold der V., ein mächtiger und
gerechter Herr, die Stadt Bern; und das
gieng so zu: Er war Reichsverweser in

dem burgundischen Lande, wozu man damals auch unsere Gegend rechnete. Die großen Herren des Landes aber, die Edlen und Ritter, waren dem Herzog nicht gewogen, weil er streng auf Ordnung hielt, den Übermütigen den Daumen auf's Auge setzte, die Aufreürischen besiegte und demütigte, und im Namen des Kaisers sie beherrschte. Sie aber wollten Niemanden über sich erkennen, wollten selbst Meister sein, und hasten darum ihn und seine Regierung, ob wie gut und gerecht sie war. — Es geschieht halt nichts Neues unter der Sonne! Es machen's jetzt noch Viele gerade so, wenn sie schon keine großen Herren sind! — Also wollte der Herzog zwischen seinen beiden Städten Burgdorf und Freiburg noch eine wehrhafte Stadt bauen, um den übermütigen Adel besser im Zaume zu halten. — Er wählte den Platz dazu in dem großen Eichwald, im Sack genannt, wo er ein Jagdhaus, Nydeck, besaß. Denn da diese Gegend auf drei Seiten von der Aare umflossen ist, und auf der vierten, vom jetzigen Gerberngraben bis zum Kornhaus, ein tiefer Graben, der Thiergraben genannt, sich hinzog, so konnte die Stadt sehr fest gemacht werden. — Den Bau leitete ein Edler von Bubenberg. Er sollte vom jetzigen untern Thor, bis in die Gegend der Kreuzgasse bauen, fuhr aber auf eigene Faust, in Abwesenheit des Herzogs, bis an den oben genannten Thiergraben. Und als nachher der Herzog damit unzufrieden war, erklärte er ihm, daß die größere Stadt dem Erbauer auch größere Ehre bringe, daß sie auf diese Weise sehr wohl befestigt werden könne, und daß sich sicher Leute genug da einfinden werden. Dieses letzte geschah auch sogleich. Es fanden sich so viel ein, die da Burger werden

wollten, daß man die Häuser gar klein und schmal machen mußte, um allen Platz zu geben. Anfänglich baute man nur von Holz, indem man eben den Eichwald niederhieb, und die im Boden stehenden Stocke zum Fundament nahm. Wie sollte nun die Stadt heißen? So fragte man. Und der Herzog stellte eine Jagd an, und das erste Thier, das erlegt würde, sollte der Stadt den Namen geben. Und da nun ein großer Bär erlegt ward, so ward die Stadt Bern genannt, und der Bär in ihr Wappen gesetzt. Da sollen dann die Zimmerleute bei der Arbeit den Reim gemacht haben:

„Du Holz, nun laß dich hauen gern;

„Denn diese Stadt soll heißen Bern.“

So hatte nun Berchtold eine schöne Reihe wehrhafter Städte, Solothurn, Burgdorf, Freiburg, Romont, Milden, Iferten die einander im Nothfalle zu Hülfe ziehen konnten. — Zunächst um Bern waren die Edlen von Sulgen, im heutigen Sulgenbach und der Enge; am Bantiger die von Holligen, Gerenstein, Ferenberg; am Gurten die von Wabern, Egerten; gegen Thun hinauf die von Seftigen, Kramburg, Muhleren, Wattenwyl, Allmendingen, Münsigen u. s. w., und eine große Menge anderer Edler, Grafen und Ritter wohnten in ihren Burgen im jetzigen Kanton Bern. Der Herzog war über diese Alle gesetzt, sollte Alle im Zaum halten, und Recht schaffen im Lande gegenüber ihrem Troze.

Noch hatte Bern keine Kirche, sondern war kirchhörig nach Köniz. Doch soll Berchtold eine Kapelle gebaut haben, wahrscheinlich

die an der Matte, neben dem sogenannten Leich, die dann später ein Kornhaus war, und noch später in eine Knabenschule verwandelt wurde. Später ward da, wo die jetzige große Kirche steht, die erste Kirche der Stadt, jedoch auch nur von Holz gebaut. Das erste Rathaus stand unten am Stalden, wo jetzt die Schmiede steht. Nicht weit davon war an der Aare ein kleines Thor, da wo jetzt das sogenannte Ramseierloch ist, und ein Schiff war da, zum Uebersezzen über die Aare, weil anfänglich noch keine Brücke war.

Von allen Seiten zogen die Menschen nach dieser Stadt, um da, unter einer gerechten Obrigkeit Schutz, Ruhe, Frieden und Sicherheit zu finden. Nicht nur Landleute und Handwerker zogen in die Stadt und wurden da Bürger, sondern auch viele Edelleute suchten da Schutz vor den Gewaltthäufigkeiten der Größern und Mächtigern. So kamen die Herren von Egerden, die von Bubenberg, von Tentenberg, von Erlach, von Muhleren und Andere. Andere blieben dem Herzog und seiner neuen Stadt Feind, und sparten keine Gelegenheit, das durch die That zu zeigen, wie z. B. die Grafen von Kyburg. Aber ihre Anfechtungen dienten nur dazu, die Stadt größer und mächtiger zu machen; denn sie war eine gerechte Stadt und ihre Bürger waren ihr treu, und der Herr war mit ihnen. — Wär's doch jetzt auch so!

Türkische Justiz.

Ich will wetten, daß Stücklein gefällt Manchem, wenn's schon von den Türken kommt, und Mancher denkt: „Der Teufel! dort ist's doch nicht so gut leben, wie im Kanton Bern.“ Ein Kaufmannsdienner, auf der Reise von Nacht und Müdigkeit über-

fallen, bindet sein Pferd, mit lästlichen Waaren beladen, an einen Baum, nicht weit von einem Wachthause, legt sich nieder und schlafst unter dem Baume. Und als der kühle Morgenluft ihn weckt, hatte er gut geschlafen; aber wie er auch die Augen ausreibt, sein Rößlein sieht er nicht; das war fort! — Flugs läuft er zum Statthalter der Provinz, zu dem Coresman Oglu, der in der Nähe wohnt, und flagt dem seine Not. Aber der Prinz sagte: „Kann nicht helfen! Ist deine Schuld! Warum giengest du nicht die 50 Schritte bis zum Wachthause? Dort wärest du und dein Thier sicher gewesen.“ Da sagte der Kaufmann: „Gerechter Prinz! Hab' ich mich fürchten sollen unter freiem Himmel zu schlafen, in dem Lande, wo du regierst?“ Das that dem Coresman gar wohl, und sagte: „Trink diesen Abend ein Gläslein Schnapps und schlafe noch einmal unter dem Baume.“ Das that der Mann, und hatte gut geschlafen, denn als er erwacht in der kühlen Morgenluft, da steht sein Rößlein mit dem unversehrten Mantelsack und den Waaren neben ihm, und am Baume hängt — der Dieb!

Bäume giebts bei uns genug, Schelmen mehr als genug, es will sie aber Niemand mehr hängen.

Der Bote erzählt von China.

(Mit einer Abbildung.)

Der Leser hat aus der Zeitung vernommen, daß die Engländer mit den Chinesen Krieg führten. Wer da Recht und Unrecht hatte, das will der Bote nicht entscheiden. Genug, die Engländer haben's gewonnen, und das ist zweimal gut. Bisher war nämlich

das sehr große Kaiserreich China, in Asien, beinahe ein unbekanntes Land, weil die Chinesen keinen fremden Menschen gerne hinein ließen. Jetzt müssen sie das Land aufthun, und da werden erstlich wir sicher bald viel Neues von dort vernehmen, und zweitens werden hingegen auch die Chinesen vieles von den Europäern lernen.

In China leben mehrere Völkerstämme, der Vate will aber nur von den eigentlichen Chinesen, und dann vom Lande und seinen Gezeugnissen berichten. Der Chinese ist nur mittelmäßig groß, hat kleine Hände und Füße, und eine braungelbe Gesichtsfarbe. Das Gesicht ist breit und flach, die Nase eingedrückt, die Backenknochen stehen weit hervor, die Nasenlöcher weit offen, die Augen schräg gegen der Nase zu, so daß der äußere Winkel höher steht, das Haar schwarz, der Bart dünne; der Kopf wird glatt geschoren bis auf einen kleinen Haarbüschen oben auf dem Schädel. Bei dem Manne gehört Fettigkeit zur Schönheit, und je größer der Schmerbauch ist, desto schöner der Mann. Ja, sie meinen sogar, der dickeste Bauch zeuge vom größten Geist und Verstand. Bei dem Weibsvolk ist die erste Schönheit ein sehr kleiner Fuß. Daher werden den Mädchen von Geburt an die Zehen und Füße so geschnürt, daß sie ganz verkrüppeln, so daß sie gar nicht marschiren, sondern kaum über die Stube hinken können. Sie können daher nie im Freien spaziren, und ihrer Lebtag nie tanzen! — Der Vate hört im Geiste schon, wie hundert tausend Meitschi schreien: „Emel i wot nit derthi!“ Ihr habt Recht! Denn auch mit dem Heirathen ist's dort so! so! Da sehen die jungen Leute sich gar nie vor der Hochzeit. Der Vater kauft dem Sohn eine Frau nach seinem

eigenen Gutdanken, und die Braut wird dem Bräutigam in einem verdeckten Tragsessel zugetragen. Das heißt recht die Käse im Sacke kaufen.

Der Chinese ist sehr gefühllos, sowohl gegen körperliche Schmerzen, als gegen Ehre und Schande, und gegen sein eigenes Fleisch und Blut. Sie dulden die härtesten Strafen und murzen nicht. Sie gestehen die schändlichsten Beträgereien und schämen sich nicht. Sie lassen sich um Geld für einen Schuldigen abstrafen. Sie legen ihre neu geborenen Kinder ohne Bedenken Nachts auf die Straße, lassen sie umkommen, von Hunden angefressen werden, oder von Polizei wegen verlochen, wie verdorbenes Vieh.

Aber, fragen meine Leser, „haben denn diese Menschen gar keine Religion?“ O ja! und zwar mehr als eine. Aber sie sind eben arme, blinde, abergläubige, unwissende Heiden. Seit Langem zwar hat man versucht, das Christenthum in China einzuführen. Aber ihre Priester sind dagegen, und haben schon oft grausame und blutige Christenverfolgungen angeregt. Auch hierin wird es will Gott in Zukunft besser werden!

Der Reis macht die Hauptache bei dem Ackerbau der Chinesen, und ist auch ihre hauptsächlichste Nahrung. Ihr vorzüglichster Handelsartikel ist der Tee. Davon hat der Vate in einem früheren Jahrgange erzählt, und wer wizig war, und seine Kalender aufspart, kann's noch lesen. — In ihrer Viehzucht ist das Schwein besonders merkwürdig, und Schweinefleisch, Enten- und Hühnerfleisch werden häufig am Reis gekocht, kommen verschritten auf den Tisch, und werden mit Löffeln — erküse! Die Chinesen wissen bei Tische nichts von unsern Löffeln, Gabeln und Messern. Die Reichen brauchen

Ein Chinese, Thee trinend.



zum Essen zwei kleine Stäblein von Elsenbein oder Holz, und die Andern? Nun! Die fahren kurzweg mit der Hand in die Schüssel, und so mit der Speise in's Maul. Ihr Wein ist schlecht, ihr Trinkwasser noch schlechter. Der Thee ist ihr Hauptgetränk, und der Theekessel kommt den ganzen Tag nicht vom Feuer. Doch haben sie auch Branntwein u. dgl. künstliche und gebrannte Wasser. Jetzt, sagt Mancher: „I bieghre nüt mit de Chinesen z'immis z'essee.“ Ich auch nicht. Denn sie könnten mir leicht einen gebratenen Hund vorsezzen, was bei ihnen gar ein großer Schleck ist, und ich mag nichts davon.

Mit der Kleidung der Chinesen ist's auch eine eigene Sache. Meist sind ihre Kleider aus Baumwolle oder Seide gemacht; denn beides haben sie häufig und besonders gut. Die Kleider sind weit, mit großen Falten, in Form eines Nachtrock's, mit Knöpfen, die Ärmel sehr weit; Farbe schwarz oder veilchenblau, manchmal zehn bis zwölf Kleider übereinander, im Winter mit Baumwolle gesteckt, oder mit Pelz gefüttert.

Die Weibsleute scheeren den Kopf nicht, tragen langes Haar, mit natürlichen oder künstlichen Blumen durchlochten. Zwei große Haarnadeln von Silber oder Kupfer halten sie zusammen. Sie färben sich im Gesichte weiß und roth, und die Augenbrauen schwarz.

Wenn jetzt die jungen Knaben und Meitli Lust haben über diese Eitelkeit zu spotten, so sollen sie nicht zu laut werden, und mit ihrem Spotte warten bis sie das Kapitel gelesen haben, das der Bote über ihre eigene Eitelkeit ihnen lesen will. — Genug für dies Mal.

Der Kalfakter.

Hans. Gag los neuis! Du weisst geng so allerlei. Was ist o das: e Kalfakter?

Bote. Wie kommst du zu dem kuriosen Worte, oder dieses Wort zu dir?

Hans. Heh! Da frage-n-i üse her: wo heit ihr o eue Hund? I g'sehne nüt meh. Un er seit: er ist mer drus g'löffe, er ist nume e Kalfakter. I hät-ne selber g'fragt, wen ihm nit grad d' Frau g'rüst hätt.

Bote. Wenn der Hund bald zu diesem, bald zu einem andern Meister läuft, und keinem treu bleibt, so heißt man ihn einen Kalfakter. Aber so wie nicht alle Hunde Kalfakter sind, so sind auch nicht alle Kalfakter Hunde.

Hans. Hm! Wie meinst du das?

Bote. Ich meine, es giebt auch unter den Menschen solche Kalfakter.

Hans. (Nach einigem Besinnen). Meinst du die Chnechte, wo geng Meister ändern?

Bote. Nicht einmal! Aber kennst du keine Leute, die es bald mit diesem, bald mit jenem halten; bald diesem flatiren, bald sich zu ihren Feinden wenden; heut warm, morgen kalt sind; heut ja und morgen nein sagen?

Hans. Ja so! Du hast ihm Hund Recht. G'schau, das ist grad üse Chrämer. Wo im drysger Jahr het afah hürsche, u me g'meint het, d'Oberkeit möchts öppen no b'ha da het er scho süberli g'waggelet. Er het z'selbst no nit krämeret. Ischer zumé Wyse cho, so het er g'hulfe schmähle, u sage: „Ja! ja! 's ist gut, wes ghy angers chunt! Het er mit emene Schwarze g'ret, so het er g'seit: „Hoh! der letzt het no nit g'schosse!“

Die Hagle müsse nit all's zwänge. Mir wei
doch de luege, ob mir nit e Partei z'säme
bringe, daß d'Verfassig verwirft!“ Aber
wo's du Erst gulte het, isch er niene da g'si,
u het süberli g'wartet, bis er wüß, wer
Meister sng!

Bote. So macht die Fledermaus in
der Fabel! Sie will ein Vogel sein, wenn
sie bei den Vogeln ist, und eine Maus bei
den Mäusen!

Hans. Akerat e so! Wo du d'Verfassig
ist agno g'si, het er si zu de Wyse zuehe
g'macht, un isch ärger worde, weder kene,
u het e Hochmuth usgla, daß sei g'stauche
het; u sider wot er geng z'vorderist si, und
juslet an allen Orten, und reiset alles hin-
gerenangre, u d'Iwohnerg'mein gege d'Bur-
ger, u wes na sym Gring gieng, so müßte
mir üses Dorf rume, un äine d'Sach la.

Bote. Und bleibt er jetzt dabei?

Hans. Daich so langs då weg geit. Aber
wes angers chäm, so wurd er umhi angers.

Bote. Da hast du eben den Kalfakter.
Solche Leute sind wie die Pantoffelzäpfen,
sie schwimmen immer obenauf, und halten's
mit denen, die oben sind, damit man sie
nich erhebe.

Hans. Ja, un es git no der Nare, die's
notti mit ihm hei, u si von ihm la a der
Nase führe.

Bote. Allerdings ist zumal in unsren
Lagen diese erbärmliche Charakterlosigkeit
allgemein. Aber sie ist eben ein Kennzeichen
von schlechtem, vobbelhaftem Sinne, der heute
Dossiana ruft, und morgen: kreuzige ihn!

Hans. Hm! I daich, recht Lüt heige
pletzt doch uf solche Kalfaktere nit meh, als
der Her uf sym Budelhand!

Einst und jetzt.

Wenn meine günstigen Leser jetzt auf der
Thunstraße durch die schöne Gegend der Stadt
zu wandeln; oder meine Leserinnen ihre
Aepfel und Birnen vom Grauholz her in die
Stadt zu Markte bringen, so denken sie sicher
nicht daran, daß die Gegend um die Stadt
und sogar in derselben, ehemals eine Wild-
nis war, voll dichter alter Wälder, in denen
Bären und Wölfe hauseten, vor denen der
Wanderer nicht sicher reisen konnte. Dass
aber dem also war, versteht der Leser schon
von dem Bären, der auf der Jagd da erlegt
worden war, wo jetzt Bern steht. Ebenso
hausete noch später ein Bär in der Nähe der
Stadt. Einmal kam eine Frau mit ihrem
Manne daher, und brachten Aepfel zu Markte.
Aber ehe sie zur Stadt kamen, gerieth ein
Bär über sie her, und fieng an ihre Aepfelsäcke
zu plündern, ohne den Menschen Leides
zu thun. Diese Geschichte war ehedem an
dem Zeitglockenturm, dem anfänglichen
obern Thor der Stadt, angemalt, und dabei
der Reim:

„O Bär! O Bär! las mir mein Mann,
„Ich will dir geben, was ich han.“

Der Bote meint, daß es in dem Stück
doch besser ist jetzt, als ehemals; daß Fleiß
und Arbeit doch die Erde mächtig verschö-
nern; daß es aber gar schlimm ist, wenn
heutzutage die Menschen einander selber mehr
plagen mit Stehlen, Morden und Häuser-
anzünden, als ehedem die Bären und Wölfe.

Die Menschen klagen immer:

„Die Zeiten werden schlimmer.“

Die Zeiten bleiben immer,

Die Menschen werden schlimmer.

Morgengedanken auf alle Tage der Woche.

Sonntag.

Kommt zum Hause Gottes, Brüder,
Singt dem Menschenvater Lieder;
Betet an Gott, der uns liebt,
Und uns Allen Alles giebt.

Montag.

Zur Arbeit, nicht zum Müsiggang,
Bin ich als Mensch auf Erden;
Drum will ich auch mein Leben lang
Kein Knecht der Trägheit werden.
Gott gebe mir Verstand und Kraft
Geschick, treu und gewissenhaft
Mein Amt hier zu verwalten.

Dienstag.

Wie selig lebt ein Mensch, der Dienst-
begierde kennet,
Und ihre Pflicht zu thun, aus Menschen-
liebe brennet;
Der, wenn ihn auch kein Eid zum Dienst
der Welt verbindet,
Beruf und Eid und Amt schon in sich
selber findet.

Mittwoch.

Mitten in der Lebenswoche eilen
Tausend Pilger ihrem Ende zu.
Gib uns, Gott, ein ruhiges Gewissen,
Unsre Hoffnung, unser Trost bist du.

Donnerstag.

Gott zürnet, wenn er donnert, nicht,
Er bleibt doch unser Freund.
Zwar furchtbar seine Stimme spricht,
Doch ist es gut gemeint.

Freitag.

Frei werd' ich sicher sein
Von mancher Angst und Pein,
Wär' ich von Sünden frei
Und ihrer Tyrannie.

Samstag.

Auch dieser Woche Stunden
Sind abermal entchwunden.
Nicht Eine, nein kein Augenblick
Kommt wiederum zurück.

Abendgedanken eines Handwerkers.

Es ist doch ein freundlicher Ton, wenn
die Glocke Feierabend läutet. Es war heute
so unfreundlich Wetter, nass und kalt, und
der Winter hat schon seine Vorboten gesendet,
Schneeflocken unter dem Regen! Er wird
nicht lange mehr säumen! Ich habe den
ganzen Tag über meine schwere Arbeit red-
lich verrichtet. Mein Werkzeug war immer
so kalt anzurühren, als Eiszapfen. Die
Steine waren so kalt und so schwer! Die
Herdäpfel, die ich zum Mittagessen am Morgen
von Hause mitgenommen hatte, waren
auch kalt. — Es ist wahr, ich muß genug
schaffen und leben. Der Herr da, an dessen
Haus ich bauen helte, hat sich heut den
ganzen Tag nicht heraus gelassen. Es war
ihm zu kalt. Er saß den ganzen Tag daheim
in seiner Schreibstube. Er sei gar reich,
sagen die Leute. Ja, die reichen Leute ha-
ben's wohl gut auf der Welt. Die brauchen
nicht so hart zu arbeiten, und kalte Herdäpfel
zu essen! Sie haben alle Tage Bratis und
Wein. Unsereins vermag selten ein Pfund-
lein Fleisch, und etwa am Zahltag einen
Schoppen, wenn man nicht hudeln will.
Es ist wohl, wie man sagt: „So geht's“

in der Welt! Der Eine hat den Seckel, der Andere hat das Geld!“ „Aber ich brauche nicht einmal einen Seckel! Ich kann am Zahltag gar ring sonst heimtragen.“

„Jetzt muß ich eine Stunde weit laufen, eh' ich daheim bin. Die Behausungen in der Stadt sind gar theuer, und man findet da kein Land zum Pflanzen, und muß Alles kaufen. Da muß ich alle Morgen eine Stunde weit laufen, eh' ich auf der Arbeit bin, und wenn ich den ganzen Tag genug gethan habe, eben so weit heimlaufen! Manchmal schlecht Wetter, Regen, Schnee, wüster Weg, daß man naß wird! — Es ist doch auf einmal so finster geworden; man sieht den Weg nicht mehr! Aber schau! Dort zünden die Lichter aus dem Dorfe so freundlich in die Nacht hinein. Bald bin ich daheim! Ich finde da trockene Kleider, und warme Strümpfe auf dem Ofen. Mein Weib hat eine warme Erdäpfelsuppe zurecht, und grüßt so freundlich, und die Kinder hangen mir an und erzählen mir von der Schule, und wie der Pfarrer gekommen sei und den kleinen Buchzeichen ausgetheilt habe! Gottlob! Ich habe Friede und Liebe im Hause; ich habe mit den Meinen noch nie Hunger oder Mangel gelitten! Ich kann ruhig schlafen, denn das böse Gewissen weckt mich nicht auf! Was wollte ich mehr?“

Ausreden.

„Es gibt ein Sprüchlein: „wer keine Ausrede weiß, darf nicht auf die Schützenmatte von Solothurn.“ Nun finden freilich die Leute immer eine Ausrede, wenn sie einen dummen Streich oder gar etwas Schlechtes gemacht haben. Aber dergleichen Ausreden sind oft eben so schlecht, als die Sache selber.“

Erstes Exempel. „Loset Hans, ich habe vernommen, daß euer Mareili abermal die ganze Nacht im Wirthshaus gesessen, und erst gegen Morgen heimgekommen ist; und das — — „Eh Herr Predikant, sagte der Vater, mein Mareili ist nur da gewesen, wo die Andern auch, und das wird so viel nicht machen.“ „Oder: es sind Anderen noch mehr dabei gewesen.“ „Schlechter Trost! Wenn Anderen schlechtes Zeug machen, darfst du darum auch? Wenn du mir hunderte nennst, die siehlen, sind sie darum weniger Schelmen, als wenn's nur Einer wäre? Darfst du darum auch einer werden?“

Zweites Exempel. „Bäbeli hat ein Kind, aber keinen Vater dazu. Der Beklagte läugnet. Der alte Schulmeister, des Kindes Götter, macht ihm Vorwürfe über seinen Leichtsinn, womit es alle seine Lehren und Warnungen vergessen habe, über die Schande, die es seinen Eltern mache, und den Verdruss, den es ihm und dem Herren Pfarrer mache. Und Bäbeli antwortet: „Heh! i ha drüm nit g'meint, daß es mir so gang!“ Einfältige Ausrede! Sündlicher Leichtsinn! Du hattest doch hundert und hundert Exempel, daß es Andern so gegangen ist, weil sie gethan haben, was du thatst. Kann man Pech angreifen, ohne sich zu besudeln? In's Wasser gehen, ohne naß zu werden? Glühendes Eisen aurühren, ohne sich zu brennen? Schäm dich deiner schlechten Entschuldigung für eine schlechte Sache.“

Drittes Exempel. „Was nützen die Vortheile, wenn man sie nicht braucht.“ Dieses Wort hatte ursprünglich einen gar guten Sinn. Z. B. was nützt es dem Meister Schlosser, daß er sein Handwerk sehr gut versteht, aber nicht arbeitet,

und immer nur von einer Pinte in die andere läuft? Was nützt dem Schreiber seine schöne Handschrift, wenn er lieber das Wein-glas, als die Feder in der Hand führt? So ist's eigentlich gemeint! Aber der geneigte Leser weiß schon, wie ganz anders Viele das Sprüchlein auslegen, und weiß recht gut, wer damit den Betrug entschuldigen will! Warum hat der A. einen falschen Fünfund-dreißiger zwischen Tag und Nacht ausgegeben? Warum hat der B. ein gutes Weinmuster zur Probe gegeben, und darnach viel schlechtern Wein verkauft? Warum misst der C. mit falscher Elle? Warum trägt der D. die Schuhe seiner Kunden noch eine Zeit, ehe er sie soblet? Warum trägt die E. das Zeug, das sie waschen soll, auf ihrem eigenen Leib, bis es — schwarz wird wie ein Kohlsack, ehe sie es wascht? Fragt sie alle warum? sie werden sagen: was nützen die Vortheile, wenn man sie nicht benutzt! — Pfui, über solche schmutzige, betriegliche Hände!

Viertes Exempel. „I has nit gern tha!“ Auch nichts nuß! Auf's aller gelindste hast du dich damit einer großen Unvorsichtigkeit, eines sträflichen Leichtsinns beschuldigt. Aber meist ist's gar eine Lüge. Du wußtest wohl was du thatest; du scheustest die That nicht, nur die Strafe! Du weißt, daß der Y. am linken Fuße ein böses Agerstenaug hat; du suchst Gelegenheit, trittst ihm auf den Fuß, daß er hell aufschreit, und du sagst: excuse! i has nit gern tha! Aber er hat dir einmal eine Lüge aufgedeckt, und darum — Schäm dich!

Aus einem alten Freiheitsliede.

Nicht wer der Herrschaft Fesseln trägt,
Wen des Tyrannen Zepter schlägt,

Nicht der nur ist ein Knecht; Wen wilde Leidenschaft regiert, Der Laster Selav, auch der verliert Der Freiheit hohes Recht. Für den, der ihren Ruhm entehrt, Stritt nicht der Vater siegreich Schwert, Das Freiheit uns erwarb; Nicht zügellosem Sinn zu gut floß Winkelrieds geheiligt Blut, Als er für Brüder starb. Wer, wie ein guter Bürger soll, Des theuern Vaterlandes Wohl Mehr als sein eignes liebt; Und, wenn es ihm sein Ruf gebeut, Sein Leben selbst mit Freudigkeit Für seine Brüder giebt; Wer dem Geseß gehorsam lebt, Und, frei von niedriger Absicht, prebt Sich ganz dem Staat zu weih'n; Der ist, was wir nicht Alle sind, O freie Schweiz, dein wahres Kind, Und würdig es zu sein.

Ihr Schullehrer, die ihr euern Buben die Staatsverfassung erklärt, erklärt ihnen doch auch, recht gründlich, diese Zeilen; es wird ihnen das frommen, als das Schimpfen über die alte Zeit.

Sittenspiegel. (Fortsetzung.)

Die Gheneute.

Der Mann.

Mit Mäßigkeit brauch Speis und Trank, So wirst an Leib und Seel nit frank. Durch Neppigkeit verarmt der Reich, Ein Trunkenbold dem Vieh wird gleich. Der Brantenwein ist tödlig Gift; Den Gäufer lauter Unglück trifft.

Er wird ein armer Lumpenhund
Und geht an Leib und Seel zu Grund.
Hüth fleißig dich vor Müsiggang,
Der aller Laster ist Anfang,
Führt in Versuchung dich gar viel
Und macht dem Teufel leichtes Spiel.
Zu Kegel-, Würfel- und Spielfarten
Führt er dich gleich in seinen Garten;
Zu vollen Kannen, Bröndz und Wein
Der Müsiggang dich ladet ein.
Und thust du dem sein börs Verlangen,
Hat dich das Böse gleich gefangen.
Macht sonst der Teufel dir noch Noth,
Schlag du mit Arbeit ihn zu Tod!
Werkscheit, Dreschflegel nimm zur Hand!
Das ist's, womit man Geister bannt!
Hockst aber du bei Bröndz und Wein
So schleuft er flugs in's Glas hinein,
Du trinkst und hast — Mann oder Weib —
Den Teufel selber gleich im Leib.

Das Weib.

Weib, halt den Mann als deinen Schatz,
Und gib nie einem Andern Platz.
Glaub ja nit jeder Klapperei,
So bleibst vor Streit und Zweitracht frei.
Zier deinen Leib nit allzuviel.
Die Hoffahrt ist ein theures Spiel.
Gefall du nur dem eignen Mann!
Was gehen dich die Andern an.
Ein Weib, zu Ehr und Freud bereit,
Erfreuet Alles weit und breit,
Den Hausvater, die Gäst, die Freund,
Die Nachbarschaft, das Hausgesind.
Das Haus hat Glück durch ihre Hand,
Hat Speis und Trank, Kleid und Gewand.
Sie ist gottfürchtig, heiter, fröhlich;
Kann in das Leid auch schicken sich.
Trübsal, Kummer und Traurigkeit
Sie still und mit Geduld ertreit.

Sie schickt sich in des Mannes Willen;
Kann seinen Zorn und Unmuth stillen,
Dann sie kann weislich „han und lau.“
Recht fröhlich lebt ein solcher Mann.
So schafft ein frommes Weib im Haus;
Und Gottes Segen wächst daraus.

Die Kinderzucht.

Erzieh dein Kind zu Gottes Ehr;
Mit Ernst gib ihnen gute Lehr.
Läß sie zur Schul recht fleißig gehn,
Nicht müßig auf den Gassen stehn.
Bei unbewachtem Zeitvertreib,
Verdirbt manch Kind an Seel und Leib.
Treib aber auch daheim im Haus
Mit Lehr und Zucht das Böse aus.
Halt streng sie zum Gehorsam an;
Dabei fangt alle Tugend an.
Wer Eltern nicht gehorchet sein,
Wird Gott selbst ungehorsam sein.
Doch sieht darin die Gottesforcht,
Dass man stets seinem Wort gehorcht.
Zur Gottesforcht erzieh du sie,
Und lehr sie beten spät und früh.
Gottesforcht der Weisheit Anfang ist,
Das merke dir, du frommer Christ.

Merkwürdige Inschriften.

An einem Hause liest man:
Dieses Haus steht in Gottes Hand.
1800 wurden die Schindeln gewandt.
Wird Gott mir das Herz erwecken,
Und mein Schwager mir Geld vorscrecken,
So las ichs einst mit Ziegeln decken.

Dies Haus steht in Gottes Hand.
Zum Wallfisch ist es genannt.

Allhier wird Schule gehalten
Mit Jungen; Gott besre die Alten.

Ich, der Wirth abhier zum Bären,
Erkläre meinen geneigten Willen,
Meinen Gästen den Beutel zu leeren,
Und damit meinen anzufüllen

Eugend wird immer belohnt,
Weil hier ein Schweinmezger wohnt.

Helf Gott in Gnaden!
Hier ist ein Bäckerladen.

Der Weg nach Hause geht hier links um
das Eck.

Der treue Hund.

(Siehe die Abbildung.)

Am 22. Hornung 1837 ist's geschehen,
dass ein Viehhändler in Frankreich von einem
großen Jahrmarkt nach Hause zurückging,
und für verkauftes Vieh ungefähr die Summe
von 1500 französischen Franken mit sich trug.
Nicht weit von seiner Heimath kehrt er in
einem Wirthshause ein. Als der Tag sich
zu Ende neigte, und der Mann verreisen
wollte, warnte ihn der Wirth, er solle doch
den einsamen Weg in der Nacht nicht an-
treten. „Ich fürchte nichts,“ sagt der
Mann; „einem Gegner will ich wohl Meis-
ser werden, und mein Hund nimmt mit
zweien auf.“ Und damit geht er seines
Weges.

Aber es saßen auch damals drei böse Ge-
selle im Wirthshause, die ein gebratenes
Schaffäusli mit einander verzehrten. Sie
hörten alles mit an, gingen bald nachher
auch fort, und nahmen ein Stück Bratis

mit sich. Sie haben den Viehhändler bald
eingeholt, fangen ein Gespräch mit ihm an,
und wandeln mit ihm fort. — Da bleibt
der eine von diesen Dreien zurück, wirft
dem Hunde das Bratis dar, und während
dieser bei dem Bein verweilt, fallen die beiden
Andern über den Viehhändler her, und
stechen ihn mit ihren Messern nieder, ehe
er sich wehren kann. Indessen hat er doch
noch so viel Kraft, dass er seinem Hunde
rufen kann, der auch sogleich herbeirenn't,
den einen Mörder niederwirft, und fürch-
terlich zerreißt. Der zweite entflieht und
der dritte rettet sich auf einen Baum. Da
kann ihm der Hund freilich nichts thun.
Aber das treue Thier legt sich unter den
Baum und hält so den Mörder die ganze
Nacht gefangen. Am Morgen kommen Leute
vorbei, finden den todtten Viehhändler, den
zerfleischten Mörder, und den Gefangenen
auf dem Baume, der alles gesieht, den
entslohenen Dritten auch angiebt und sammt
diesem seinen verdienten Lohn erhält.

Es ist doch erschrecklich, dass es Menschen
gibt, die sich vor den Thieren schämen müssen.

Allerlei Kurzweil.

Ein Tanzmeister kam nach langer Abwe-
senheit wieder in eine Stadt, in der er sich
früher aufgehalten hatte. Mit Erstaunen
hörte er, dass ein gewisser Herr Staats-
minister geworden sei. „Aber, wie ist das
möglich,“ sagte er, „drei Jahre hat er bei
mir Lektionen genommen, und ich konnte
nichts aus ihm machen.“

Ein Kandidat der Theologie ward zu
einem vornehmen Herrn berufen, der ihm
seinen einzigen Sohn übergab, um ihn in



der Religion zu unterrichten. Jetzt trat der Tanzmeister herein, und diesem stellte der Vater seinen Sohn vor, mit den Worten: „da nehmst ihn, und macht einen Menschen aus ihm.“

Ein Jude fuhr auf dem Meere und stand auf dem Verdeck. Das Schiff fuhr mit vollen Segeln schnell dahin. Da riss ihm der Wind die Kappe vom Kopf, und er schrie laut: „A wai! Halt! Halt! Mai Kappel isch in's Wasser g'falle.“

Eine Frau lag schwer frank, und verlangte von ihrem Manne das Versprechen, nicht wieder zu heirathen. Da sagte er: „Stirb du nur ruhig! Das Uebrige wird sich finden.“

Auf der großen Schanze stand einmal, während ein Comet am Himmel war, ein Rekrut von Merligen Schildwache, in einer klaren Nacht, nahe bei der kleinen Sternwarte. Da sieht er, wie einer ein langes Rohr zum Fenster herausstreckt, und denkt: „en Gonig! was will jetzt der schießen in der Nacht.“ Das Rohr richtet sich gegen den Himmel, und er denkt: „will der acht en Sterne abh' schießen?“ Jetzt fahrt eben eine Sternschnuppe, und dem Merliger fällt vor Erstaunen das Gewehr aus dem Arm! „En Bos i thue! G'schau er het ne breicht.“

Ein Bedienter in Berlin sollte einen Brief tragen, an eine Witwe Knopf, in der Königsstraße Nummer 19. Als er zurück kam, berichtet er: „Ich hab's ausgericht', wie Sie befohlen haben, aber die Adresse hatte einen Fehler; denn die Witwe wohnt nicht in der Königsstraße, sondern in der Leipzi-

gerstraße, nicht Nummer 19, sondern 70. Auch heißt sie nicht Knopf, sondern Strumpf, und ist eigentlich keine Witwe, sondern ein Fuhrmann.“

Ein junger Mensch, der in das Duodez Städtchen B. in die Lehre kam, schrieb unter Anderem heim: „Es ist hier so still und todt, daß, wenn nicht dann und wann ein Leichenbegängniß käme, so wäre gar kein Leben hier.“

Was ist der Kopf werth?

Als der letzte König von Polen noch regierte, entstand gegen ihn eine Empörung. Die armen Polen waren immer ein unruhiges Volk, so daß ein polnischer Reichstag zum Sprichwort worden ist, wenn man Verwirrung und Zänkerei bezeichnen will; und haben die Polen so lang drauflos revolutionirt, bis sie als Nation untergegangen sind. Mögen Andere sich daran ein Warnungsexempel nehmen.

In jenem Aufruhr nun vergaß sich einer der Rebellen, ein polnischer Fürst, so weit, daß er einen Preis von 20.000 Gulden auf des Königs Kopf setzte. Ja er war so unverschämt frech, daß er das dem Könige selbst schrieb. Dergleichen grobe Flegel gibts in den Revolutionen. — Der König aber war zu großherzig, als daß er sich daran geärgert hätte, oder darüber erschrocken wäre. Er schrieb ihm vielmehr ganz kaltblütig zurück: „Euern Brief hab' ich empfangen und gelesen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf bei euch noch etwas giltet. Denn ich kann euch versichern, für den eurigen gäb' ich keinen rothen Heller.“ Das war also ein spottwohlfeiler Kopf. — Dagegen erzählt jetzt der Vate

Von außerordentlich theuern Eltern.

Ein fremder Fürst reiste einmal durch Frankreich, hielt bei einem Wirthshause an, das eben nicht für hohe Gäste eingerichtet war, und ließ sich drei gesottene Eier geben. „Was kostets?“ Der Wirth sagt: 300 Livres oder Franken! „Sind dann die Eier hier so selten,“ fragt der Fürst? Da lächelt der Wirth gar lustig und sagt: „Die Eier nicht, aber die großen Herren, die so bezahlen können!“ Der Fürst lächelt auch, und bezahlt! — Als man aber dem damaligen König von Frankreich die Sache als einen Spaß erzählte, meinte er, das sei kein Spaß, wenn die Wirths in seinem Lande solche Sch... inter seien, und sagte dem Fürsten: „Wenn Sie auf ihrer Reise wieder an jenes Wirthshaus kommen, so werden Sie sehen, daß Gerechtigkeit in meinem Lande ist.“ Und richtig! Als der Fürst auf der Rückreise dorthin kam, sand er keinen Schild mehr, aber Thüren und Fensterläden vernagelt.

Merk't euch das, ihr Herren Gast-, Pinten-, Bier-, Speise-, Leist- und Stubenwirths ic. ic. Ja, sagt ihr, solche Stücklein machen wir nicht. Und das mag wahr sein. Ihr seid auf's Höchste Täufser, tauschet den Lakote mit Thunerwein, oder mit Wasser, färbt den weißen mit Heitibeeri oder gar Tintenbeeri roth, zeichnet mit der doppelten Kreide und — aber genug, sonst gehts dem armen Boten übel, wenn er einmal zur Seltsami in ein Wirthshaus kommt.

Warnungstafel.

Man klagt so oft über Unglück; wenn man aber genauer fragt, woher dieses oder jenes Unglück? so sind meist die Menschen

selbst Schuld durch ihre Unvorsichtigkeit, ihren Leichtsinn, ihre Thorheit, oder Übergläuben. — Man weiß schon lange, daß der Blitz gerne in Bäume schlägt, und doch gibt es immer noch Menschen, die bei einem Gewitter unter Bäume stehn, um nicht naß zu werden, obwohl schon viele auf diese Weise erschlagen wurden.

Im Jahr 1827 kam ein zwölf Tage altes Kind elend um's Leben. Die Eltern hatten es in der Wiege neben ihrem Bett. Sie hörten wohl, daß die Ratten die ganze Nacht einen großen Lurm machten, sahen aber nicht nach dem Kinde. Am Morgen fanden sie es im Blute, den einen Backen und die Nase angefressen, und ein Auge fort. Das Kind starb begreiflich bald.

Ein Bauer sitzt auf seinem schwer beladenen Wagen, schlafst ein, fällt herab, und wird von seinem eigenen Wagen zu tode gefahren.

Ein sieben Monate altes Kind wurde lange ohne Aufsicht der Mutter in der Wiege gelassen. Als sie endlich dazu kam, hatte es sich in das Wiegenband verwickelt und war erstickt.

Wie viel Unglück ist mit Schießgewehr entstanden, das leichtsinnig verwahrt, oder unvorsichtig behandelt wurde!

Wie manches Kind ist an Gift gestorben, weil man nicht genug Acht gab, auf das, womit es umging, oder nicht sorgfältig gewöhnte, nichts in's Maul zu stoßen, was ihm nicht gegeben wurde!

Der Vater könnte noch manches traurige Exempel erzählen. Aber es gibt leider Menschen, die sich durch nichts warnen lassen.

Der Herr und der Diener.

Der Herr sitzt in der Kutsche, und der Diener auf dem Bocke, wie sich's gehöhrt. Zuerst sprach der Herr mit dem Kutscher dies und das, und der Kutscher gab nur kurze Antwort, denn er hatte seine Gedanken anderswo. Der Herr nahm nun ein Buch und las für sich selber; so kam der Kutscher immer tiefer in seine Gedanken hinein. Eine ehrbare Wittwe hatte ihm ihre Hand angetragen. Die Frau gefiel ihm; ihr Gewerbe war einträglich; alles war recht und gut! — Aber, einen so guten Herrn, einen so schönen Dienst verlassen, eine Stelle, in der er schon so lange glücklich gewesen war, das ging ihm gewaltig im Kopf herum, und er seufzte sogar. — Sie fuhren eben im fürstlichen Lustgarten. Im Hineinfahren hatte der Kutscher das Gatter stoch geschnitten, aufgemacht, und nachher in der Ordnung wieder zu. Aber als sie jetzt zum andern Gatter kamen, wo man hinausfährt, da standen die Rosse von selbst still, und der Kutscher merkts nicht. Da kommt Einer hinter der Kutsche hervor, und öffnet das Gatter; aber der Kutscher achtet nicht viel, meint, es ist ein Bettler, wirft ihm einen Kreuzer hin, und fährt fort. Aber bald ruftemand hinter ihm: Halt! Halt! Er sieht sich um, und erschrickt, denn es ist sein Herr! „So gehts in der verkehrten Welt!“ sagte der Herr; „der Diener bleibt sitzen, und der Herr muss aussteigen und das Gatter öffnen.“ Das sagte der Herr nur im Späße. Aber der Diener nahms für Ernst, und sagte: „Gnädiger Herr, nur heute noch habt Geduld mit mir, ich will mich zusammennehmen, so gut ich kann; morgen jagt mich meinethalben aus

dem Dienste, ich verdien's nicht besser.“ Verwundert fragte der Herr: „Was ist dir?“ „Was ist mir?“ sagte jener, „ein Narr bin ich; verliebt bin ich; zu nichts nutz bin ich!“ Und nun erzählt er dem Herrn die ganze Geschichte. — Der Herr ward nachdenklich; der Bursche war ihm lieb, denn er war treu und verständig, und er verlor ihn ungerne; doch mochte er seinem Glücke auch nicht im Wege sein. — So sagte er: „Wir wollen das weiter überlegen, und später davon sprechen. Jetzt fahr zu.“ Dem Kutscher war ein Stein vom Herzen gefallen. Er war nun achtsam auf die Pferde, und vergaß im Heimwege die Gatter nicht. — Acht Tage später sprach der Herr: „Höre, mit deiner Heirath ist's richtig. Die Wittwe ist brav und verständig, bringt dir Heimath und Gewerb zu, und du kannst dich gleich in ein gemachtes Bettel legen.“ Nach vier Wochen hielten sie Hochzeit! — Es ist doch nicht alles so unfein, was die gnädigen Herren machen!

Ein dito, auf andere Manier.

Ein reicher Engländer in London hatte nicht weit von der Stadt ein schönes Landgut, und jeden Morgen musste sein Kutscher hinausfahren, und ihm frische Nydlen zum Frühstück holen. Einmal blieb diese aber gar lang aus. Der Herr fragt, und der Kutscher sagt: „Gi Mylord! Wer wollte doch heute hinausfahren; es regnet ja so gewaltig.“ Und nun nimmt der Herr seinen Stock aus dem Winkel und lehrt den Knecht gehorchen, — meint der Leser? Nicht also. Sondern er sagt: „Also du willst nicht fahren im Regen? Nun, Milch muss ich haben; so fahr' ich selber.“ Und er legt seinen

Plantel an, sitzt auf den Bock und holt sich seine Milch selber. Das war englisch. Ob nun der Kutscher sich geschämt und gebessert hat, oder ob der Herr den Schlingel fortjagte, weis der Bote nicht. Das erste wäre auf alle Fälle das Beste gewesen.

Der Bote entscheidet einen Streit.

Zwei Weiber zanken mit einander in einem Hause, wo eben der Bote zu Scherm stand: du bist der wüssist Ufath wo's git. Wüstere Hund gits kene weder du bist. — Du lügst! Du hest no nie kei Wahrheit g'seit! Gell! we du nit wärst, Benz hät sy's verlore Garn no! Vor dir ist nüt sicher, weder was im Himmel oben ist. — Was weist du vom Himmel, du bist nie dobe g'si. — Und du chunst dyr lebtig nit use, u nam Todt erst nit. Mi nimmt nume Wunder, daß di der Tüfel no nit g'no het. I weiß wehl warum er di nit nimmt; es gruset ihm ab dir! Du bist ke Chrüzer werth! — U du kei fuule Rappe! — So giengs eine gute Weile fort, und jetzt schrie mich die Eine an: „Sag jeß, ha-n-i mit Recht?“ Wohl, sagte ich, du hast Recht. Da schreit die Andere: „Was, hab ich nicht Recht? Wohl, sag' ich, ihe habt Beide Recht, denn ihr habt Beide die Wahrheit gesprochen! — E b'hütis!

Fragen ist eine leichte Kunst.

Der Bote hat's nun lang mit der Demuth probirt, und hat's eben nicht weiter gebracht, als zum Boten, während Mancher mit lauter Idthigem-Hochmuth (weiss nicht weler Gattig) Herr wird. So will ich jetzt auch einmal mit dem Hochmuth probiren; will das Maul weit aufthun, und mich übrig machen; ich will

thun, als wäre ich eine gelehrte Gesellschaft, wer weiß, es hilft.

Also ich schreibe eine Preisfrage auf! Sintemal und dieweil der Kalender ein so merkwürdiges und nützliches Buch ist, daß deren jährlich neue duzendweise erscheinen, wie — neue Wirthshäuser; so nun der Kalender des hinkenden Boten von Bern einer der ältesten ist, und gewiß über hundert Jahre schon erscheint, also der Ur-großvater aller andern ist oder sein könnte, so ist wohl seine Lebensgeschichte merkwürdig genug.

Wir fordern demnach alle Gelehrten und Ungelehrten auf, uns Beiträge zur Geschichte des hinkenden Boten mitzutheilen, und stellen besonders folgende Fragen auf:

- 1) Wann erschien dieser Kalender zuerst? Welches ist wohl sein Geburtsjahr? Welches ist der älteste bekannte Kalender?
- 2) Hat ihn die Regierung veranstaltet? oder die Geistlichkeit? oder ein Privatmann, Buchdrucker, Buchhändler &c.?
- 3) Welcher von den drei ehemaligen Bernerkalendern ist der älteste? Der Menschlicher, oder der hinkende Bote, oder der Rosius?
- 4) Welche genauere Nachrichten hat man vom Leben und Wirken des Jakob Rosius, der 1620 von Biberach her auf Biel kam, Burger ward, und den astronomischen Theil des Kalenders vervollständigte und 1672 gestorben ist?
- 5) Welche merkliche Veränderungen sind mit unserem Kalender vorgegangen, sowohl im eigentlichen Kalender, als im historischen Theil?

Wer über diese Fragen bis den 1. Juli 1845 die vollständigsten und sichersten Nach-

richten einsendet an den Verleger, Karl Stämpfli, Buchdrucker, der erhält ein Exemplar des Kalenders auf Schreibpapier gratis, worin seine Abhandlung gedruckt ist, und noch einen Sonnen-Cirkel oder Hauskalender obendrein, nebst gebührender Ehrenmeldung!

Wie die Menschen sich vermehren.

Das zeigt der Bote an der Bevölkerung von I. Frankfurt am Main; II. Frankfurt an der Oder; III. Frankfurt in Kentucky, in Nordamerika.

I. II. III.

Im Jahr	I.	II.	III.
1810 waren Einw. in	40200.	11000.	200
1820 " "	46000.	14000.	1500
1830 " "	50000.	22000.	4000
1840 " "	56000.	25000.	6000
Steigt die Bevölkerung gleich fort, so sind im Jahr			
1900	75000.	45000.	25000

Und das sind nur drei Städte, und nicht die größten. Wo nehmen diese alle nur das tägliche Brod her? Woher alles Andere, was sie und alle Millionen anderer Menschen bedürfen? Der Bote weiß woher; der Leser auch — vielleicht!!

Trinklied.

Kommt, Freunde, singt. Beim edlen Saft
der Reben

Erlangt man neuen Muth.

Wir wollen uns der Fröhlichkeit ergeben;
Das macht gesundes Blut.

Kein Kriegsgeschrei erschallt in unsern Ohren,
Und störet unsern Schmaus.
Kein Türkeneher erscheint vor unsern Thoren;
Wir sind ganz frei zu Hause.

Auch fürchten wir nicht Herren und Gespenster;
Wenn wir bei Tische sind.
Und heult der Sturm, er bläst nicht durch
die Fenster,
So ist's ja nichts als Wind.

Wär Einer auch hordreich, wär er vom Adel,
Und will nicht fröhlich seyn.
So krieget er bei uns den Farenwadel,
Statt Zuckerbrod und Wein.

Wer Wasser trinkt, mag mit dem Kukuk singen,
Und mit den Fröschen schrei'n.
Wir lassen ihn, wenn wirs uns fröhlich bringen,
Zur Stubenthür nicht ein.

Auch lassen wir uns nicht vom Wein umschweben;

Die Kröte speit nur Gifft.

Wer Friede liebt und's redlich meint, soll leben.

Wohl jedem, den das trifft.

Die Mädchen.

Die Mädel sind veränderlich;
Heut so, und morgen so.
Kaum zeigt ein Rosenwölklein sich,
So sind sie frisch und froh.

Doch morgen —

Ei wie geschwind

Dreht sich der Wind!

Sobald ein rauhes Lüftlein weht
Grämt sich das Mädel tief;
Ein Schänlein ihr im Neuglein steht,
Das Mündlein krümmt sie schief.

Doch morgen —

Trakalala!

Hopsasasa!

Das Mädel steht dich liebreich an;
Du traust dem schlauen Blick,
Du meinst, du bist auf Glückes Wahn,
Und träumst ein ewig Glück.

Doch morgen

Kennt sie dich kaum!

Nichtiger Traum.

Ihr Mädelß, dreht mir noch so süß
Die Neuglein hin und her,
Und kämt ihr aus dem Paradys
So trau' ich keiner mehr.
Ihr Falschen!
Heut seid ihr heiß!
Morgen wie Eis!

Lied zum Spinnen.

Chor:

Arbeit, ihr Mädchen,
Bringt süßen Gewinn;
Da schnurren am Rädchen
Lustig die neblichten Tage dahin.

Eine:

Mädchen, die der Ruhe pflegen,
Die gemächlich in den Schoß
Ihre zarten Hände legen,
Werden nie der Sorge los.

Chor: wie oben: Arbeit ic.

Eine:

Langeweile baut im Stillen
Ihren Herd beim Müßiggang;
Unterbrochen dann von Grillen
Wird der häusliche Gesang.

Chor: wie oben: Arbeit ic.

Eine:

Gern ihr liebes Rädchen hören,
O das sichert vor Gefahr!
Und so tragt ihr einst mit Ehren
Euern Hochzeitkranz im Haar.

Chor:

Arbeit, ihr Mädchen,
Bringt süßen Gewinn;
Da schnurren am Rädchen
Lustig die neblichten Tage dahin.

Warum dängelet man den Bienen,
wenn sie schwärmen?

Wenn ein Imt stößt, wie man sagt, so
ergreift man hurtig eine Segessen, ein
metallenes Becken, oder was man zuerst

ergreift, klopft darau, dängelet, wie man sagt, und meint die Bienen hören das gerne und setzen sich desto eher nieder. — So hat mirs meine Großmutter erklärt. Als daher einmal meinem Herrn Pfarrer ein Imt schwärzte, da war ich gar eifrig mit Dängelen, und als der Herr mich fragte: weist du warum du das thust? so sagte ich ihm, wie die Großmutter mich berichtet habe.

Aber der Herr sagte: das ist ein Irrthum. Es ist noch nicht einmal erwiesen, daß die Bienen Gehör haben. Wohl mögen sie es an ihrem zarten Körper empfinden, wenn die Luft durch den Schall oder Ton bewegt wird. Aber der Grund zum Dängelen ist eigentlich nur der, daß der Eigentümer seinen Nachbaren damit ein Zeichen gibt, es habe ein Imt gestossen, und der gehöre ihm, wenn er auch allenfalls in des Nachbars Baumgarten fliegt. — Was aber das bedeuten soll, daß die, so einem fliehenden Imt nachlaufen, den linken Schuh in die Höhe werfen, das weiß der Vöte nicht. Wird wohl auch ein Aberglaube sein.

Über die Bienen und ihre Naturgeschichte wäre viel Merkwürdiges zu sagen. Für diesmal meint der Vöte nur, es wäre gar gut, wenn auf dem Lande mehr Bienen gehalten würden. Sie fordern wenig Mühe, und geben doch guten Lohn. Bienenzucht ist viel leichter, als Seidenzucht.

Die Verschwörung.

Der Vöte hat eine gefährliche Verschwörung entdeckt! Es ist eine Reaktion im Werke, vor der Manchem schaudern wird. Aber ich bin ein guter Patriot. Ich will das Vaterland retten! Ich will die heimlichen Komplote aufdecken! — Lange schon

merkte ich ein geheimes Hin- und Hertragen, Weichen, Aufstiften, und ahnte Verrath. Ich beobachtete, ich stellte Spionen auf, und endlich — endlich kam ich darüber, und jetzt will ich zum Heil meiner Mitbürger die schreckliche Verschwörung aufdecken. Leset, werthe Mitbürger, und schaudert! Es haben sich eine große Anzahl Frauenzimmer, Jungfern und Meitschen zu Stadt und Land verschworen, von nun an keinem Schnauzler und keinem Bartler mehr Gehör zu geben. Sie wollen keinem solchen mehr ein Mäntsch erlauben; keinen solchen zu Kilt lassen; mit keinem im Wirthshaus trinken, oder zum Tanze gehn; keinem den Zutritt in einem Abendsitz oder eine Soirée geben; keinen je in eine Gesellschaft einladen; keinem solchen Hand und Herz geben! Sie haben einen solchen Ekel und Grausen ab den rothen und schwarzen Eichhornenstielen an den Backen, an den abscheulichen Lebhägen unter der Nase und dem Kinn, daß ihnen solche g'haarige Bursche nicht besser vorkommen als Waldteufel. Ja, sie wollen nicht ruhen und rasten bis sie alle diese eckelhaften Gräuel ausgerottet haben! Dazu haben sie sich verschworen! Arme Mitbürger! Was soll nun aus so Manchem werden, der nichts in seinem Gesicht hat, als — einen Schnauz; nichts von einem Manne, als einen Bart, und gar kein anderes Verdienst, als daß er — nach der Mode ist!

Der wohlthätige patriotische Verein.

Ich freue mich auch etwas erzählen zu können, wobei man sich von dem Schrecken über obige Verschwörung erholen kann, — von einem Vereine vaterländisch-gesinnter Frauen, die sich in gemeinnützigen Bestrebungen nicht ferner wollen übertreffen lassen.

Freilich erschrack der arme Bote zuerst, als er von einem neuen gemeinnützigen Vereine hörte; denn er fürchtete die schönen und gelehrten Frauen möchten etwa gar einen — gemeinnützigen Kalender herausgeben wollen. Aber so war es nicht! Sie schämten sich, daß die Männer so hunderterlei Vereine hätten, von denen alle Zeitungen sprechen; und die Frauen nichts dergleichen, als etwa hier und da einen Verein zur Unterstützung der Armen. Das ist aber so alltäglich, so gemein! Es muß etwas Neues, Auffallendes, dem Zeitgeist Entsprechendes seyn. So stifteten sie denn zu X einen Verein — — zum gemeinschaftlichen Tabakschuppen! Ehre dem Ehre gebührt, denkt der Bote, und verdient dieser Verein nicht eben sogut Ehrenmeldung, als mancher andere?

Warnung.

Wenn dir der Hund den Teller leckt,
Mein nicht „er will das Waschen mir
ersparen.“

Er leckt für sich, weil es so gut ihm
schmeckt. — —

Du kannst an Menschen eben das erfahren.
Man schmeichelt dir; man lobt dich in's
Gesicht;

Trau nicht! Der Schmeichler röhmt dich
nicht

Um deines eignen Wohlseins willen,
Er sucht den eigenen Gewinn;
Darum betört er deinen Sinn,
Daz du sollst seinen Wunsch erfüllen.

Etwas vom Telegraphen.

Der Leser hat davon sicher schon oft gehört und gelesen, weiß aber doch nicht so recht, was das ist. Der Bote aber und andere Leute wissen gar viel; und weil er

nicht missgünstig ist, will er davon erzählen. Der Telegraph hat die Bestimmung, eine Nachricht mit möglichster Geschwindigkeit in die Ferne mitzutheilen. Schreiben und durch die Post senden, geht schon zu langsam; so gibt man Zeichen, deren Bedeutung man mit einander verabredet hat. Z. B. Der Benz wohnt eine Viertelstunde vom Dorfe auf dem Hubel, und sein Meitschi im äußersteu Haus im Dorfe. Und Eisi hängt ein heiteres Fürtuch links vom Hause an's Seil, so weiß Benz schon: aha! es geht morgen auf B. zu Markt. Hängt aber das Fürtuch rechts neben dem Hause, am Gartenzaun, so weiß Benz, Eisi will an den Markt nach L. Das ist auch so eine Art von Telegraph!

Auf ähnliche Erfindungen sind die Menschen schon früher gerathen, mit Läuten, Schießen, Rauch oder Feuer machen u. dgl. Ein Franzose, ein Gelehrter, hat so mit seinem Freunde eine Art von Gedanken-Wechsel mit Zeichen erfunden. Die Gebrüder Chappe machten die Erfindung vollkommener, und 1791 machte man den ersten Versuch in Frankreich, im Grossen, und 1793 ward eine ganze Linie von Telegraphen von Paris nach Lille errichtet. Seither gehn solche Linien durch ganz Frankreich, und viele andere Länder haben auch dergleichen.

Damit der Leser nun einen Begriff hat, wie geschwind das geht, so merk Folgendes:

Paris ist von Lille 60 Stunden, hat Nachricht in 2 Minuten; von Calais 68 St., hat Nachricht in 4 Min. 5 Sekunden; von Straßburg 120 St., hat Nachricht in 5 Min. 52 Sek.; von Toulon 205 St., hat Nachricht in 13 Min. 5 Sek.

Eine solche Geschwindigkeit geht über alle Dampfwagen auf Eisenbahnen! — Aber,

fragt ihr, wie ist denn die Sache eigentlich beschaffen? — Um eine Linie von Telegraphen zu errichten, sucht man zwischen inne gewisse hohe Punkte, näher oder weiter von einander, je nachdem die Gegend ist, gemeinlich von drei Stunden. Hier werden die Gebäude errichtet, und die Maschine so aufgerichtet, daß sie von den zwei nächsten andern gesehen werden kann.

Diese Maschine besteht in einer aufrecht stehenden Stud, mit beweglichen Armen und Händen von Brettern, die durch eine Walze mit Stricken in Bewegung gesetzt werden, und verschiedene Stellungen annehmen können, deren jede ihre besondere Bedeutung hat, die aber nur von zwei Uebersetzern verstanden werden, nicht einmal von denen, welche die Zeichen nachmachen. Auf jedem Posten sind zwei Männer, deren jeder zu bestimmten Stunden Wache hat, mit einem Fernrohr die Bewegungen der beiden andern Telegraphen beobachtet, und sogleich nachmacht. Die verschiedenen Stationen achten genau auf einander. Hat zum Beispiel der Telegraph I ein Zeichen gegeben, so achtet er genau, ob der II. dasselbe nachmacht; so achtet der II, wenn er's wiederholt hat, ob auch III wieder gibt, so wie I von II empfangen und an III mitgetheilt hat, und so fort. — Die Arme des Telegraphen können so gestellt werden, daß sie 256 verschiedene Zeichen geben.

Der Leser begreift nun 1) daß das eine ger gescheide und nützliche Erfindung ist. 2) Dass sie aber nur von Fürsten und großen Regenten benutzt werden kann, weil dazu eine Menge soliden Gebäude, Maschinen und Wächter erforderlich sind. 3) Dass aber auch benachbarte Gemeinden, ja Partikularen die Erfindung benutzen, und durch

gewisse Zeichen sich benachrichtigen könnten, wenn sie wollten, und — es sich der Mühe lohnte.

Etwas aus der Geisterlehre.

Ach Possen! Es gibt keine Geister, sagt der Schneider-Fritz. Ich hab' noch keinen gesehn. Kann wohl sein, sagt der Vöte, daß du Fritz selber keinen, oder nur einen sehr kleinen hast. Aber Geister gibts, und zwar gute und böse, und manchmal wechseln sie miteinander im nämlichen Hause. Da war z. B. der Bauer zu — Hühnerdorf mag's heißen, denn der Vöte nennt die rechten Namen nicht! Seit dem seine Frau gestorben war, spuckte ein böser Geist in seinem Hause. Ihn selbst trieb aus dem Hause, bald nach Wyl, bald nach Bach, in's Wirthshaus! — Er meinte den bösen Geist zu vertreiben, und schaffte allerlei Bücher an, z. B. Musenalmanach, Kritik der reinen Vernunft, Mehrheit der Welten, u. dgl. Aber es müssen nicht die rechten Bücher gewesen sein, denn das Nebel ward immer ärger! Jetzt fuhr der böse Geist in die Dienerschaft! Die Knechte fiengen an in die Bröndzwinkel zu fliehen, und dort die Nacht zuzubringen, weil ihnen daheim nicht mehr wohl war. Des Tags überfiel sie dann ein unnatürlicher Schlaf, und sie lagen am Schatten! Die Mägde verirrten im Eigenthum des Meisters, machten ihren Kiltbuben Küchli und Eiertätsch, und ließen Anken, Gier, Ryste, Flachs zu der Mutter, der Schwester, der Base fliegen. Kurz, der böse Geist brachte alles in Unordnung. Jetzt kam der Spuck in den Speicher, und das Korn verslog, und die Kästen wurden leer, man weiß nicht wie! Nun kommts

hinter das Vieh! Die Kühe kamen aus dem Stalle, die Pferde in den Pfandstall! Und zuletzt trieb der böse Geist den Bauer gar vom Hofe! — Heh! War das nicht ein böser Geist?

Aber — furios! Der neue Bauer kam, und da zog der böse Hausgeist sogleich aus! Da war ein beständiges Röhren, Arbeiten, Wirken vom Morgen bis in die Nacht. Der Geist trieb den Meister frühe aus dem Bette, und so mußten die Knechte auch heraus. Der Meister war überall, so gerieth die Arbeit zum verwundern, denn — „des Meisters Auge macht die Stiere fett,“ sagt das Sprichwort. Jetzt füllten sich die Kornkästen, man weiß nicht wie; der Viehstand mehrte sich, und die Pferde wurden glatt, wie die Schärmäuse! Der Hausgeist trieb sein Wesen überall, von dem Keller bis in die Schlafgaden der Knechte und Mägde, und schaffte überall Ordnung und Gedeihen!

„A pah! Fabelwerk,“ sagte der Schneider-Fritz! Nun sagt der Vöte, wenn du nicht glauben willst, so glaub mir doch, wenn ich dir deinen eigenen Hausgeist zeige! „Wie? Was? Ich hätte einen Geist in meinem Hause?“ „Ja, und dazu einen schlimmen! „Ei! Das wär der Teufel!“ Nun, wenn nicht gerade der Teufel selber, doch ein böser Geist! Oder — wer schmeißt so große Stücke Euch in die Hölle, und gibt den Kunden so erbärmlich kleine Restlein? Wer fährt dir aus der Weinsflasche in den Kopf, daß du nicht mehr weisst, wer deine oder eines Andern Frau ist? Wer mischlet dir die Karten, wenn du im Spiel groß Geld verlierst? Ist's nicht dein böser Geist? — Jetzt macht der Schneider rechtsum fehrt, reibt sich den Bart und geht brummend davon. Der Vöte aber fragt: verstahst ihr mi?

Der gute Fürst.

Jakob Lewin, der Sohn Samuels, eines Juden, verließ seine Vaterstadt, um in der Fremde sein Fortkommen zu suchen. Nach mancherlei Schicksalen kam er auf Kopenhagen, stieg einen Kleinhandel an und hatte Glück. Denn mit Geschick und Fleiß, kann man aus Wenig Viel machen! Aber so wie sein Handel sich ausdehnte, so sahen seine eigenen Landsleute, die Juden zu Kopenhagen, ihn mit scheelen Augen an. Sie meinten, was er etwa gewinne, sei alles ihnen entzogen. Denn wer nichts Großes und Gutes kennt, als Geld, gönnt Andern nichts. So erwachte bei ihnen der Neid, und aus dem Neide der Hass, und sie trieben es so weit, daß ihm die Bevilligung des dortigen Aufenthalts entzogen werden sollte. Neid und Hass stiften lauter Ungerechtigkeit und Bosheit. In seiner Noth schreibt er seinem Vater nach Hause, und sagt unter Anderm in seinem Briefe: „Die Königin von Dänemark sei die Tante des Herzogs. Wenn diese für ihn eine Fürbitte einlegen wollte, so hoffte er doch in Kopenhagen bleiben und seinen Handel fortsetzen zu können!“ Der alte Mann nimmt, aus Liebe zu seinem Sohne, das Herz in beide Hände, geht zum Herzog und trägt ihm seine Noth vor. Dieser verspricht ihm einen Brief aufzusetzen, den der Vater an die Königin schreiben, und den er, der Herzog, mit seiner Empfehlung begleiten wolle. Nur heute sei es ihm, vieler Geschäfte wegen, unmöglich. Vergnügt lehrt der Alte nach Hause. Am Abend klopft Jemand bei dem Juden an. Es ist der Herzog selber, der den Brief bringt, und sagt: schreibt ihn geschwind ab, und

sendet ihn noch heute an euern Sohn, und sagt ihm: er soll ihn ja selbst der Königin übergeben. Der Jude dankte mit gerührtem Herzen dem freundlichen Fürsten, bemerkte aber: „Für heute möchte es zu spät sein. In einer halben Stunde geht die Post ab, und schon jetzt nimmt man keinen Brief mehr an.“ Aber der Herzog sagte: „Von mir nehmen sie den Brief doch wohl noch an. Schreibt nur geschwind; ich will ihn selbst abgeben!“ Und der alte Jude schrieb, der Herzog übergab selbst den Brief auf der Post, und Lewis, der Sohn, konnte glücklich in Kopenhagen bleiben!

Ihr geehrte, wohlgeehrte, hochgeehrte, hochgeachtete Herren, hättet ihr für einen alten Juden auch so viel gethan?

Der Vate meint, wenn so Viele ihre Lust daran haben, lauter Böses von den Fürsten zu sagen, so dürfe er wohl auch einmal etwas Gutes von ihnen erzählen.

Thier-Narren.

Seht wie es geht! Hier darf die Katze
Die Speis vom Tische stehlen.
Man nennt die Falsche seinen Schatz!
Gar gräßlich wird man fehlen,
Macht man ihr nur ein schief Gesicht!
So lieb hat man den Ehemann nicht,
So werth sind nicht die Kinder.

Dort trinkt der Schoßhund auch Kaffee;
Frisst aus der Hausfrau Munde;
Und sorgsam sucht sie seine Flöh,
Scherzt mit ihm, manche Stunde.
Um seinetwillen wird geplagt
Der Mann, das Kind, der Knecht, die
Magd,
O Narren aller Narren.

Gespräch über das Schulwesen.

Pfarrer. Guten Abend Schulmeister! Ich möchte gerne mit euch über das hiesige Schulwesen sprechen. Ich bin jetzt neu in der hiesigen Gemeinde, und muß daher vorerst vernehmen, wie es hier steht. Ich halte viel auf der Erziehung der Jugend, und wollte gerne zum Besseren helfen. Es ist jetzt ein neuer Eifer unter unserm Volk erwacht, und es läßt sich viel Gutes davon hoffen.

Schulmeister. Hm! Ja! Es wird viel davon geredet! Aber — ich fürchte es bleibt eben beim Reden. (Schüttelt den Kopf.) Ich bin schon lang Schulmeister, aber — ich habe noch nicht gesehen, daß es jetzt viel besser gienge, als ehedem. Von dem Eifer hab' ich wohl in den Zeitungen gelesen, aber gesehen hab' ich in meiner Schule noch nichts davon.

Pfr. Das sollte mir leid thun. Aber wo fehlt denn eigentlich?

Schulm. Es ist eben eine böse Sache! Da soll ich die Kinder erziehen, soll sie gescheider und besser machen, und gar viele Eltern wollen weder das Eine noch das Andere. Es hilft in der Schule alles nichts, wenn daheim alles wieder verderbt wird.

Pfr. Aber stehen euch denn wirklich die Eltern so im Weg?

Schulm. Nur zu viel! Da sagen die Eltern: „Man plaget doch jetzt die Kinder zu viel mit Lernen! Wie wollten sie das alles in den Kopf bringen!“ Es hat mich ein Vater gar hart angeschmauzt, weil ich wollte sein Bube sollte auch lernen rechnen. Von der Sprachlehre wollen Manche auch nichts wissen!

Pfr. Das ist wohl schlimm! Aber mit Geduld bringt man doch am Ende etwas heraus. Es kommt viel darauf an, den Eifer in den Kindern selbst zu wecken.

Schulm. Herr Pfarrer, glaubet mir, ich habe, so lange ich Schulmeister bin, viel mehr Verdrüß von den Eltern erfahren, als von den Kindern. Wenn diese auch wollen und daheim etwas repetiren möchten, so sagen die Alten: „Ah pah! Narrenwerch!“ weil sie nichts davon verstehen.

Pfr. Ich sehe schon, ich muß den Alten die Köpfe zurecht setzen, und über Schule und Erziehung ernstlich predigen.

Schulm. Ich will euch nichts dawider haben, Herr Pfarrer. Aber ich fürchte, das hilft auch nicht viel. Der Herr Vikari beim vorigen Pfarrer hat das nicht gespart. Er hat mehrmal darüber gepredigt, daß man die Kinder solle klüger und geschickter machen, und dann vorzüglich auch bräver. Aber — es gab eben viel Höerer des Worts und wenig Thäter.

Pfr. Die Kinder werden doch fleißig zur Schule kommen?

Schulm. Einige wohl, aber viele immer unsleißig. Und fragt man warum, so heißt's: ich muß gaumen, oder spinnen, oder Mist auflesen, oder dieses und jenes. Da hat der Herr Vikari fürgenommen, die unsleißigen Hausväter vom Kanzel anzuziegen. Aber er hatte an einem Mal genug.

Pfr. Warum dann?

Schulm. Ja — da polterten die Alten gar über ihn! Der Eine fiel ihn auf der Gasse mit unverschämten Worten an; — ein Anderer sagte: die Kinder sind mein, ich kann sie erziehen, wie ich will; — der Vikari

gibt mir nichts dazu. Einer meinte sogar: der kann mir lange warten, ehe ich ihm wieder in die Kirche komme.

Pfr. Das sind freilich keine erfreulichen Aussichten für mich. Aber mit Geduld und Gottes Hülfe wird doch etwas auszurichten sein!

Schulm. Ja! wenn die Alten nicht wären! Wenn diese nicht alles wieder verderbten, was die Schule bauet. Aber — wie die Alten sungen, so lernen's auch die Jungen! Wenn die Kinder daheim hören, wie das Müteli lägt und die Leute hechlet, oder wie der Vater fluchtet und zanket, was soll denn unsereins machen? In bald allen Häusern wird Wein und Brönd verkauft, besoffene Leute drosen auf allen Gassen herum und reden, daß sich die Steine schämen möchten, was soll aus den Kindern werden, die solches sehen und hören?

Pfr. Es mag viel Wahres an euern Kritiken sein. Aber mich dünkt doch, das Alter hat Euch, lieber Schulmeister, zu bitter gemacht.

Schulm. Das kann wohl sein, Herr Pfarrer; aber schauet, das Alter bringt Erfahrung, manchmal bittere Erfahrung, und die ist über die Lehre! Ihr werdet schon erfahren, es geht nicht so geschliffen, als Vieles meinen.

Pfr. Ich will mich in Gottes Namen darauf gefaßt machen. Nur wollen wir beide nicht muthlos werden, sondern einander treulich Hand bieten, und hoffen, daß mit Gottes Hülfe doch etwas herauskomme.

Das Sankt-Jakobs- und Schützenfest zu Basel, im Sommer 1844.

Sicher läuteten dem günstigen Leser noch die Ohren von diesen Festen. Haben ja doch alle Zeitungen schon lange vorher davon gedudelt; ist ja eine eigene Fest- und Schützenzeitung erschienen; hat ja doch alle Welt davon gesprochen, vorher und nachher; wie dürfte denn der Bote davon schweigen? Die Basler würben sicher seinen Kalender verbieten, und die 77,777 Schützen würden ihn Alle auf die Mugge nehmen. Also vorerst

von der Schlacht bei Sankt-Jakob bei Basel.

Die Schweizer belagerten Farnsburg, das Schloß des Freiherrn von Falkenstein, der so schändlich und mordlich die Stadt Brugg überfallen, geplündert und angezündet hatte. Da kam ihnen die Kunde, daß der Kronprinz von Frankreich mit einem sehr großen Heere heranziehe, und schon vor Basel siege, das darum ihren Buzug begehrte. Muthig und kriegslustig lachten diese, und meinten, man habe die Gefahr übertrieben. Aber nur zu bald bestätigte sich die Sache. Nun rieten wohl die bedächtigen Hauptleute zu Klugheit, die einer weit kleinern Schaar gegen ein so zahlloses Heer nothig sei. Aber das Volk entbrannte im Feuerfieber, wildes Geschrei erhob sich, der Wille der Menge überstimme den Rath der Vorsteher, und statt daß man den Feind hier erwartete, oder mit vereinter Macht ihm entgegenzog, trennte sich nur eine Zahl von den Belagerern ab, um den vor Basel stehenden Franzosen entgegen zu gehen und den Baslera Hülfe zu bringen.

Noch einmal warnte die Weisheit der Anführer: „sie sollten die Macht und Lüge des

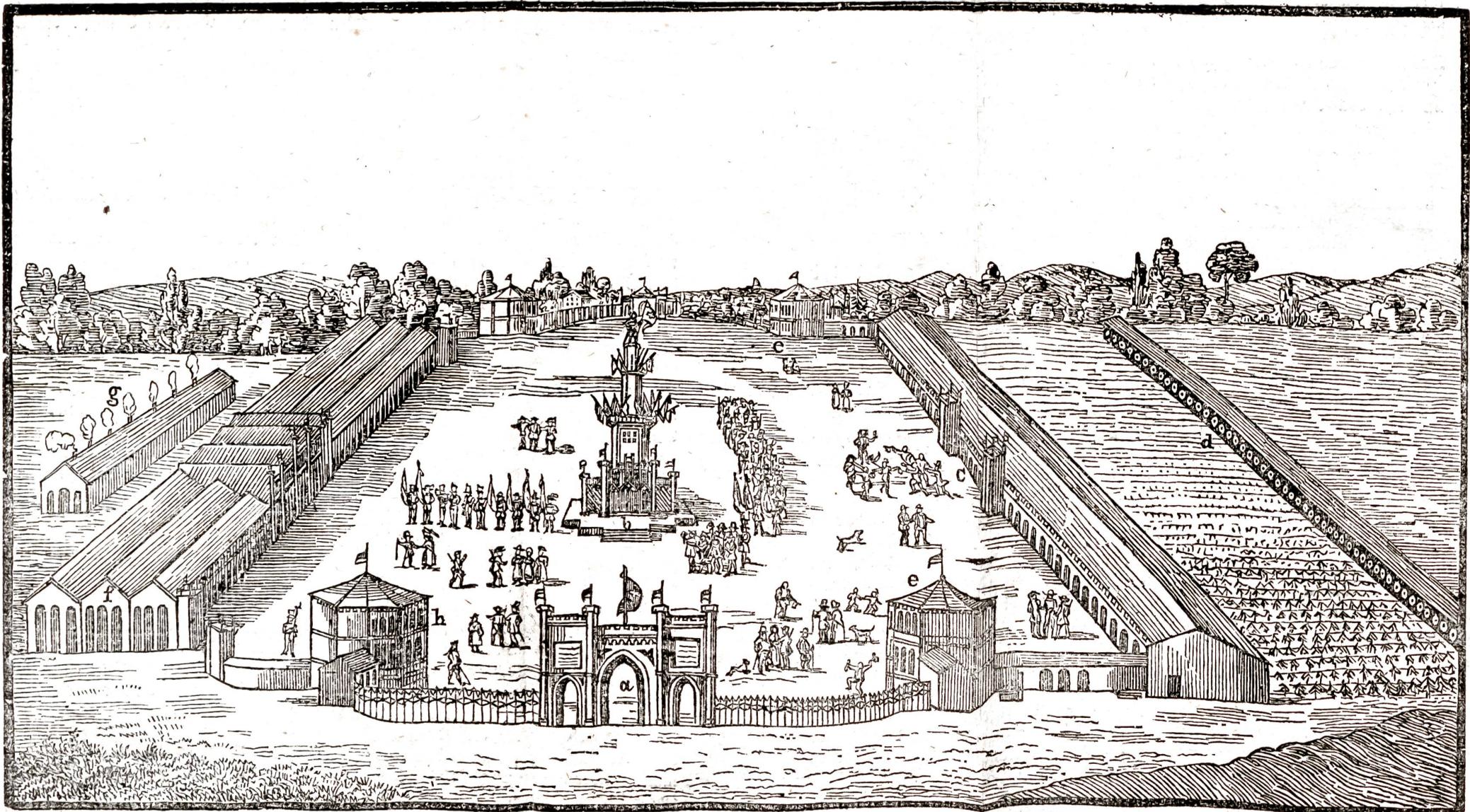
Feindes erkundigen, zusehen, wie sie ihm Abbruch thun könnten, aber ein förmliches Gefecht vermeiden, und sich ja nicht verlocken lassen über die Birs zu gehen.“ Aber wie's dann oft geht! Der Muth der kleinen Schaar ward zum Uebermuth! In der Nähe von Basel kam ihnen noch eine Warnung, sich nicht gegen solche erdrückende Uebermacht zu wagen. Aber sie sagten: „Es muß gehn! Gehts nicht, so hab' Gott unsre Seelen, unsre Leichen der Feind.“ — Bei dem Dörfe Brattelen stießen sie auf die Vorhut der Feinde, griffen sie gleich an, und trieben sie bis Muttenz zurück. Hier stand der französische Feldherr Dammartin mit 16,000 Mann in einer festen Stellung. Aber, obschon die Schweizer nur 1600 Mann hatten, kaum so viele hundert als jener tausende, so griffen die Schweizer dennoch mutig an, und drangen mit solcher Gewalt vorwärts, daß sie die feindlichen Scharen abermal in die Flucht und über die Birs trieben.

Jetzt warnten die Hauptleute nochmals: sie sollten an dem schönen Siege und der reichen Beute sich begnügen lassen: — sollten des Befehls gedenken, nicht über die Birs zu gehn! Ein Bote von Basel, der sich glücklich durch die feindlichen Scharen durchgeschlichen, warnte, sich nicht mit der weit überlegenen Hauptmacht der Feinde einzulassen. Aber alles war umsonst! Obschon ermüdet von dem nächtlichen Marsche und dem gelieferten Gefechte, ließ ihr Kriegsmuth sich nicht aufhalten. Sie stürmten die Anhöhe herab der Birs zu. Denseits war das Ufer mit Kanonen besetzt, und hinter denselben stand die ganze feindliche Heeremacht. Aber der Muth der Schweizer ward jetzt erst rechter Uebermuth, und das Unmöglichhe schien ihnen möglich. Sie drangen durch

die Birs, die Kanonen schleuderten einen Regen von Kugeln auf sie; an 200 fanden den Tod. Dennoch drangen die Uebrigen Tod verbreitend in die Feinde. Aber die Uebermacht war allzugroß. Sie drangen dennoch vor bis nach Sankt-Jakob, wo sie sich in den Garten und das Siechenhaus wärsen und tapfer vertheidigten. Drei Mal stürmten die Feinde, drei Mal wurden sie mit grossem Verluste zurückgeschlagen. Als aber die Mauern mit Kanonen niedergeschossen waren; als das Siechenhaus, die Kapelle und der Thurm in Flammen stand, da drang die ganze Macht der Feinde ringsum herein, und fechtend, wenn auch schwer verwundet, an der Erde liegend, Tod verbreitend bis zum letzten Atemzuge erlagen sie Alle, ohne daß Einer gestohlen wäre. Der Feinde eine weit größere Zahl lagen überall auf dem Schlachtfelde erschlagen. Der französische Kronprinz und seine Feldherren erstaunten über solche unerhörte Tapferkeit. Sie zogen ab, und die erschlagenen Schweizer hatten mit ihrem Heldenode das Vaterland gerettet. Das ist die Schlacht von Sankt-Jakob bei Basel, geschlagen am 26. August 1444. Dem Andenken derselben galt die diejährige Festfeier, die nur darum früher gehalten ward, um sie mit dem eidgenössischen Schützenfeste in Verbindung zu setzen. Eine Marmortafel ward, zum ewigen Andenken, in der Kirche zu Sankt-Jakob aufgestellt, mit folgender Inschrift, mit lateinischen Buchstaben, die wir aber mit deutschen hersezeln:

Unsre Seelen Gott.
Unsre Leiber den Feinden.

Ansicht des Schießplatzes in Basel im Juli 1844.



a. Ehrenporte. b. Fahnenburg. c. Schießstand. d. Scheiben. e. Kaffehaus. f. Speisewüste. g. Küchen. h. Wachthaus.

Hier starben
am XXVI. August MCCCCXXXIV.
im Kampfe

gegen Frankreich und Oesterreich,
unbesiegt, vom Siegen ermüdet

drei zehnhundert

Eidgenossen und Verbündete	
Berner.	Glärner.
Luzerner.	Zuger.
Urner.	Solothurner.
Schwyzer.	Neuenburger.
Unterwaldner.	Basler.

Das ganze Heer.

Gesiftet von den Bürgern Basels
am XXX. Juni MDCCCXXXIV.

Also brachte der Ungehorsam gegen die Befehle der Obern (Insubordination) und der Uebermuth diesen Helden den Tod. Und nur dieser Heldentod kann uns mit den begangenen Fehlern aussöhnen. Leser! hütet euch vor ähnlichen Fehlern, und ahnet nur ihre Tugend nach.

Wenn Heldenmuth in heißem Krieg
Nicht immer siegen mag,
Er ist doch schön, dem schönsten Sieg
Gleicht diese Niederlag.

Bon dem Schützenfeste.

(Siehe vorstehende Abbildung.)

Schon in alten Zeiten war es Brauch unter den Eidgenossen sich gegenseitig zu geselligen Freuden einzuladen, oder auch ungeladen einen Ehrenbesuch zu machen, je nachdem eine Gelegenheit sich dazu anbot; sei es zu einer Fastnacht freude, oder zu kriegerischen Spielen. So 1461 um Lichtmesz ein glänzendes Fastnachtspiel in Bern, wozu

die Eidgenossen von Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden &c. eingeladen waren. So ritten 1497 der Altschultheiß von Bern mit den vornehmsten Gliedern des Raths, nebst vielen Landleuten in die kleinen Kantone, wo sie sehr freundlich aufgenommen wurden. Das Schießen, zuerst mit der Armbrust, und nach Erfindung des Schießgewehres, mit Musketen und Hackbüchsen, veranlaßte später ähnliche Zusammenkünfte, unter dem Namen Gesellen-Schießen; denn das Wort „Gesell“ bedeutet nicht nur den Gehilfen eines Handwerkers, sondern Jemanden, der sich zu einem Andern hält, mit ihm in Gesellschaft tritt. So erzählt die Schützenzeitung gar Schön's von einem Gesellen-Schießen zu Basel von 1605. — Solche Zusammenkünfte waren aber nicht regelmäßig, an keine Zeit und an keine Reihordnung gebunden, sondern jeder Ort veranstaltete und lud ein, wenn und wie es ihm beliebte, und der Zweck war nicht glänzender Gewinn und üppiges Wohlleben, sondern Erneuerung und Aufrechthaltung guter Nachbarschaft und eidgenössischer Freundschaft und Eintracht. So war's in alten Zeiten.

Hezt ist es anders! Die Schützen der ganzen Schweiz machen eine Gesellschaft aus, und haben eine eigene eidgenössische Schützenfahne. Große allgemeine Schießen, Schützenfeste werden angestellt, und wandern von Ort zu Ort. Und wie's nun geht! Immer will's Einer dem Andern zuvorthun, die Anstalten größer, prächtiger, kostlicher machen, und bald ist nicht mehr das brüderliche Zusammenkommen, nicht mehr die Erhaltung guter Nachbarschaft und eidgenössischer Treue, sondern das Fest, der Luxus, die Pracht, Essen, Trinken und Juheien

die Hauptſache. — So hat das heutige Schützenfest zu Basel an Aufwand und Pracht Alles überboten. — Man lese nur folgende Angaben:

Die Schießhütte ist 864 Schuh lang, 64 Schuh tief und gibt dreitausend Schützen Platz. — Die Speisewürfel ist 400 Schuh lang, 160 tief, bis zur First 41 hoch, und hat 152 Tische für 1500 Personen. Wo nehmen diese alle genug zu essen her, fragt ihr? Geduld, sagen die Basler! Acht Bäcker liefern täglich 5000 Pfund Brod; vier Mezger täglich 20 Centner Rindfleisch und eben so viel Kalbfleisch, Schafffleisch, nebst Hammern, Würsten ic. Das Gemüse (Koch) kommt auf der Eisenbahn von Colmar her. Man hat angeschafft 400 Suppenschüsseln; 700 Schüsseln für Salat; 1700 Platten; 300 Senfhäfeli; 600 Salzbüchsli; 20,000 Teller; 10,000 gewöhnliche Weingläser; 30,000 Bouteillen ic. Das ist eine Wirthſchaft! Eh b' hūtis!! — Die Ehrengaben, die geschenkt wurden, kamen auf Fr. 44,498. Im Ganzen waren 78,000 Franken zu verschaffen. — Wer will's nun dem nachmachen? Kann es höher getrieben werden? Es wäre ja Sünde!

Und nun — wie kam's heraus? — Von allen Enden der Schweiz liefen die Schützen zusammen, ja sogar aus London waren einige da. Von Zuschauern ein paar tausend! An viertausend oder mehr Doppel wurden gelöst, also viel geschossen. — Außerordentliche Vorräthe von Speise waren angeschafft, und doch kam's bei der übergrossen Menge der Gäste zum — hungern, und konnten nicht alle befriedigt werden. Viel ward getrunken, und besonders sehr, sehr viel geredet, klug und unklug, und Mancher hätte besser gethan, zu schweigen! Geschossen ward

schön, und Mancher trug schöne Gaben nach Hause! Die grösste war eine silberne Platte und 60 Duplonen. Mehrere grössere und kleinere silberne Becher; Stützer; goldene Sacluhren; ein Mysteryflug; ein Erstirpatör, eine Schemaschine; ein großer Emmenthaler-Käss; eine künstliche Stockuhr; eine Kälbelen; eine schöne Schnupfdrücke mit Fr. 200 und zwei Lungern-Käsen u. s. w.

Dass bei einer solchen ungeheueren Volksmenge der Teufel auch sein will, und seine Künste zeigen, das wird Niemand wundern. Da sandte er eine Zahl Spitzbuben, die den Leuten Geld und Uhren stehlen. Aber die Basler passten ihnen auf, packten gar manchen und setzten ihn einstweilen an obrigkeitliche Rost; aber mit Basel-Weggli, und mit Basel-Leckerli! — Auch an einem Schützen versuchte der Böse seine Kunst, und leider nicht ganz umsonst. So fuhr er am Ende auch in die Redner, und hätten die Herren von Basel nicht mehr Verstand und Kraft bewiesen, so wäre bitterer Streit entstanden. Das alles ist bei solchem Zusammenfluss von Menschen nicht zu verwundern. Man kann die Leute nicht in die Rönnlen thun, und das Ghüder ausschauben. Aber dass bei einem so zahlreichen und lebhaften Schießen ein einziges Unglück begegnete, indem ein Lader sich den Ladstock durch die Hand schoß, das ist zu bewundern und Gott zu danken.

Der Bote will seinen Bericht beschließen mit einem guten Wunsch:

Dass kein Schütze mehr daheim versäumt und verwahrloset habe, als er in Basel gewonnen;

Dass keiner mehr Geld verthan als gewonnen habe;

Dass die Schützen allzumal eben so freudig und eifrig anlangen, wenn's einmal Ernst

gelten sollte, wie sie jetzt zum Freuden-
schießen gekommen sind;

Das die Schützen einst eben so tapfer
kämpfen, als sie jetzt gegessen und getrunken
haben;

Das dieses und folgende eidgenössische
Schützenfeste wirkliche Eintracht und Bru-
derliebe erzeugen;

Das endlich das Schützenwesen nicht in
eine Spekulation für Wirthschaft, und somit in
ein bloßes Hudeln ausarte! — Und semit
Gott befohlen.

Wenn's nur hilft.

Es ist freilich ein Unglück, wenn ein
Mann niederlich wird. Nachts im Wirthshaus
sitzt, und das Weib mit den Kindern
im Kummer und Sorgen dazheim läßt. Ja
wohl, schreien jetzt hundert Weiber auf
einmal — die gottlosen Männer. — Geduld,
und laßt mich doch ausreden. Aber
es ist ein anderes Unglück, daß denn die
Weiber gleich das Rauhe herauskehren, und
mit Schimpfen und Schelten, Banken und
Poltern den Mann kuriren wollen. Eben
das verleidet ihnen ja das Hausleben! Der
Bote könnte manches Exempel erzählen,
will aber nur eines sagen, wie sich ein
Mann und eine Frau miteinander vertragen
haben. — Als der Mann anfieng Nachts zu
lange im Wirthshause zu sitzen, so wollte
die Frau Gewalt brauchen, schloß die Haus-
thüre zu, und ließ dem Manne die Wahl
im Stalle zu übernachten. Was thut dieser?
Den andern Tag, als er in's Wirthshaus
geht, nimmt er seine Hausthür mit, und
als er wieder heim kommt, um Mitternacht,
da hängt er sie wieder ein. Item die Frau
merkt, daß sie mit Trost nichts ausrichtet,

und gibt gute Worte. Item ein gutes Wort
findet eine gute Saat, der Mann begreift,
daß die Frau im Grunde doch Recht hat,
das Wirthshaus ihm mehr schadet als nützt,
und — bleibt daheim.

Ein Brief.

Bolligen. . . 1842.

Liber Fründ

ich Schicken dier ein schöner Gruss und
bätten dich das du einist zu us kommst! es
geist gar lustig by uns. am sundig Die Wirth-
ten stellen allen Tüfel an das sie Gastig über-
kommen der Leinti het mielitärimusig, der
ander dere wo singe cheu, un einer ein sat-
Laufen, und umhi ein ander dannenclitteren,
un eine ein Grämmeten weler wüster chönn
es Gfräas mache weder der wirt, und der
laßet der Kopf abhaue aber nume are Gans
un es git gar viel volch und Meitli und
schryß gar hellisch, un es lauft alles zsäme,
u wen ame sundig Der Bredigkant Kilche
keeri het i der Chingeler so isch er selber
schuld, warum macht ers nit besser!

Ich greusen deich Fründlich und verblybi
Bis in Dot

Dyn geliebter Fründ
du behörist mi sauft.

I ha's ja g'seit.

Zwei Zweigespräche unter vier Augen.

1. Nachts im Bett.

Mann. Los Rätti! Was reblet i der
Chuchi? Sys ächt Schelme?

Frau. Ach! Narrewerch! Es sy d'Nacht-
bube! Sie wei zum Eisi!

Mann. Los wie der Hung so wün thut!
I ga uf my Se ga luege!

Frau. Ja, bis mer e Narr u gang use!
Du weiss ja, daß d'Nachtbube jeß grad d's
Messer zieh un eim ersteche. La du sy mache!

Mann. Mira, so hab aber einisch Recht!

2. Morgens in der Küche.

Frau. Eh daß di der Lüsel! Da isch
inn Chuchischaft ganz leer!

Mann kommt heraus. Was hesch
z'brüele?

Frau. Eh die Galges Schelme hei mer
der Chuchischaft plündert!

Mann. 's isch gut, wes nume das iß!

Frau. Eh der Gottswille! d's Chemi
isch o leer, u mys schön Fleisch, my Speck,
myni Würst si o furt! (Sie heulet überlaut.)

Mann. I ha's ja g'seit! Aber du wotsch
geng Recht ha!

Frau. Chum mir jetzt o no! I ha süss
gnue!

Mann. I weiss nit ob's g'mueg isch.
Wo sy die erige Häfe?

Frau. Was? Die o no g'stöhle! Eh
so wetti, daß der E . . . die Galges
Schelme hätt.

Mann. I ha's ja g'seit!

Und wenn nun der Vöte auch ein Wort
drein reden soll, so sagt er: Es geschieht
euch schon recht. Warum duldet ihr das
schändliche Unwesen mit den Kiltbuben?
Da habt ihr den Profit davon. Die Kilt-
buben haben schon oft den Schelmen zum
Deckmantel dienen müssen! I ha's ja g'seit!

Das Stelzenfest.

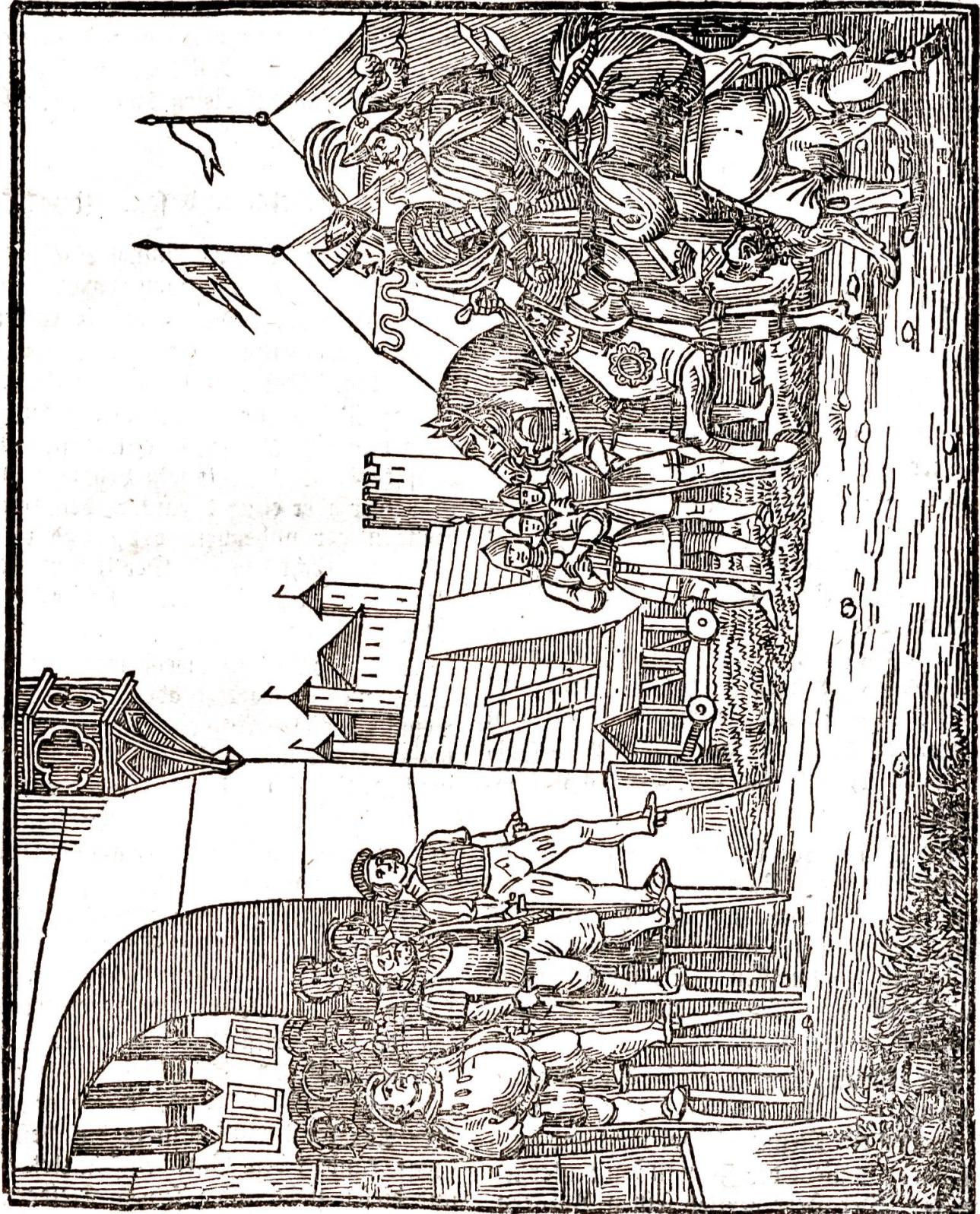
(Siehe nebenstehende Abbildung.)

Vor alten Zeiten einmal waren die Bär-
ger einer Stadt in Frankreich unzufrieden
mit ihrem Herrn. Sie hatten mancherlei

von ihm begehrt, das er ihnen nicht gewöh-
ren wollte, und er hatte von ihnen Manches
gesfordert, was sie ungern gaben. Und so
hat's die Welt noch jetzt, und hält immer
das Nehmen für seliger als das Geben.
Und einmal, als der Baron verreist war,
machen sie Ernst, sperren seine Frau ins
Schloß ein, bewachen sie mit Soldaten,
und setzen sich in offenen Aufruhr gegen ihren
Herrn. Nun! Da haben wir's! — Und
als der Herr zurück kommt, schließen sie
ihm die Thore, und wollen ihn nicht ein-
lassen. — Das mag nun Manchem gar wohl
gefallen, und meint, es sei gar recht so!
Der Vöte meint das freilich anders, disputirt
aber nicht drüber, sondern will sehen, wie
es herauskommt. — Der Baron will nun
den Troß jener Bürger nicht leiden, bietet
alles sein Volk auf und belagert die Stadt.
Die Bürger haben aber hohen Muth, reißen
das Maul weit auf und sagen: lieber sterben
als sich ergeben! Schön! Es lebe die Frei-
heit! — Ja, aber wart e Bissel! Die Be-
lagerung währt lang. Die Müller haben
kein Mehl mehr, die Bäcker kein Brod
mehr, die Metzger kein Schlachtvieh, die
Wirthen keinen Wein mehr, und da sinkt der
hohe Muth gar tief, und die weiten Mäuler
versummen, und die Köpfe hängen gar weit
herab, und die Bürger gestehen im Stillen
sich selber, der Hunger sei doch ein ärgerer
Tyrann, als ihr Herr Baron. Es kommt
aber manchmal anders, als man anfänglich
meint! — Endlich kapituliren die Bürger,
lassen die arme eingeschlossene Frau frei,
 danken die Bürgergarde ab, und öffnen dem
Herrn die Thore.

Als aber der Tag seines Einzuges heran-
kommt, läßt er ihnen entbieten: „es soll
mir Niemand entgegen kommen, weder zu

Das Stelzenfest.



Fuß noch zu Pferd, noch im Wagen.“ Er dachte wohl, daß ich sie kommen, so geben sie gute Worte, sagen mir schöne Sachen, und ist ihnen doch nicht Ernst. Ich mag die Heuchler nicht sehen!

Da erschracken die Bürger, und war ihnen das Herz schon in die Hosen gefallen, so fiel es jetzt gar in die Schuhe und Stiefel! Das ist Zorn, dachten sie, und wenn wir gar nicht mit ihm reden können, so haben unsere Feinde erst gewonnen Spiel. Und die Rathsherren wußten keinen Rath mehr, und die Frauen Rathsherrinnen, mit ihren sonst so wortreichen Jungen, verzweifelten, und war der Jammer gar groß.

Aber ein lustiger Geselle, ein heiterer Bischof — ich glaube meiner Freu es war gar ein Schneider — rettete die Stadt mit einem sonderbaren Einfall. „Dürfen wir dem Herrn weder zu Fuß, noch zu Pferd, noch im Wagen entgegen gehn, so laßt uns auf Stelzen gehn.“ Da fiel den Leuten ein Stein ab dem Herzen. Alles rief: Stelzen! Stelzen! — In Menge wurden dergleichen verfertigt, von drei verschiedenen Höhen, und alles exercirte sich auf Stelzen zu marschiren.

Und als der Tag des Einzuges herankam, da marschirte ein Bataillon von 500 Mann dem Herrn auf Stelzen entgegen; im ersten Glied die kürzesten, im zweiten die längern, im dritten die längsten. So standen sie in Parade vor dem Baron, als er mit seinen Truppen in die Stadt zog.

Der Aufzug war so sonderbar, daß der erzürnte Herr bei sich selbst lachen mußte. Und wenn ein Mensch einmal lacht und fröhlich wird, so flieht der Zorn in den hintersten Winkel. Der Herr verzieh seinen Bürgern,

hörte ihre Klagen und Beschwerden allhalf manchem Nebelstande ab, und — so hatte diesmal ein wiziger Einfall eine ganze Stadt gerettet. — Die Bürger aber feierten seither jährlich auf diesen Tag ein fröhliches Stelzenfest!

Der Schelm und sein Advokat.

In Frankreich ward einmal eine Räuberbande eingezogen, und man erwartete nichts Besseres, als daß die Kerle alle Stück für Stück würden aufgefknüpft werden, wie recht und billig. Und wirklich ist der Strick die einzige Radikalkur für solche Spitzbuben; denn wer einmal so recht authentisch aufgefknüpft ist, der zieht sein Lebtag nimmer. Nun war aber einer darunter, dem kam das Hängen gar unbehaglich vor, und er mag allerdings recht haben! Der ließ nun einen alten Advokaten, der wegen seiner Geschicklichkeit berühmt war, zu sich bitten, und sagte: „Herr, ich weiß wohl, daß der Strick meiner wartet; aber das ist mir ein wenig zu viel. Auf ein paar Jahre Buchthaus kommts mir aber nicht an. Könnt ihr machen, daß ich mit dem Leben davon komme, so geb' ich euch 2000 Franken, und verspreche euch, daß ich nachher als ein ehrlicher Mann leben will.“ Der Advokat sagte nur: „Wir wollen sehn“ und gieng, und machte seine Sache so gut, daß der Spitzbube mit ein paar Jahren Buchthaus davon kam. — Meint nun der Leser: „da haben wir aber mal die + + + Aufflakaten! es ist ein Schelm wie der andere!“ So sagt der Bote: wart e Bissel! 's ist no mit us, 's fahrt erst a! — Der Advokat kommt also in die Gefangenschaft, kündigt dem Burschen sein Urtheil an, und dieser zieht unter seinen Kleidern für

2000 Franken Papiere hervor, die er dem Advokaten mit schönem Dank einhändigt. Ruhig nimmt dieser die Papiere, und sagt: „dass ich dich vom Galgen errettet habe, geschah aus Mitleid und Erbarmen. Aber Gott bewahre mich, dass ich Geld behalte, das gestohlen ist, an dem vielleicht sogar Blut flebt. Nenne mir die Leute, die du bestohlen hast, ich will das Geld ihnen zurückgeben.“ Hier soll der Leser den Hut abziehen und dem Advokaten Abbitte thun. Und nun merk: sei nicht vorschnell mit deinem Urtheil, sondern erkundige die Sache wohl vorher, auf daß du nicht mit deiner Jungf sündigest. — Weiter: wie der Räuber das Wort des Advokaten hört, so röhrt sich etwas im Innern; es wird ihm warm um's Herz; er greift noch einmal in den Busen, sieht noch andere Papiere hervor, die er dem Advokaten gibt, und spricht: „Herr! Hier sind noch 3000 Franken, die ich für mich aufsparen wollte. Aber nehmt sie und gebt sie denen, die ich bestohlen habe.“ So gibt er ihm dieselben an, und so hat ein ehrlicher Advokat einen Spitzbuben ehrlich gemacht.

Ein Dito auf andere Manier.

Es ist wohl eine hübsche Sache um das Begnadigen, aber manchmal wäre Aufhängen doch besser, denn es gibt Leute, die durch Begnadigung nur schlimmer werden; und wer sich ihrer annimmt, hat oft nur des Teufels Dank davon. — So war auch einmal ein Erzschelm auf Leib und Leben gefangen, und hat auch einen Advokaten gefunden, den er mit großen Versprechungen vermachte, daß er ihn losmache. Nun, der Advokat hat seine Sache gut gemacht, der

Spitzbube kam auf freien Fuß. Und in der Nacht drauf steht er schon dem Advokaten vor dem Bett. Ei, sagt dieser, ihr seid sehr prompt im Bezahlten, daß ihr mir das Geld schon bringt. Aber der Dieb sagt ganz höflich: „verzeiht, lieber Herr, das Geld kann ich Euch noch nicht bringen, es liegt weit weg von hier. Ich bin nur gekommen ein wenig Reisegeld bei Euch zu holen. Seid so gut und öffnet mir Eure Kasse, ich will Euch mit Zählen nicht lange aufhalten.“ So sagte der Spitzbube, und weil er dabei etwas in der Hand hielt, womit man den Leuten das Lebenslicht auslöscht, so wußte der Advokat nichts anderes zu thun, als in den sauren Apfel zu beißen. Er öffnet seine Kasse, der Dieb nimmt zwei schwere Mullen Geld und spricht: „ich bedanke mich schriftstens, Hoch- und Wohlgelehrter Herr! Sie haben mit meiner Vertheidigung ihrer Kunst Ehre gemacht, das muß ich bekennen. Aber ich mache nun meiner Kunst auch Ehre, indem ich Sie standesgemäß bezahle. Ich hoffe, Sie behalten mich immer in gutem Andenken, und wünsche Ihnen eine gute Nacht!“ Damit gieng er zum Loch hinaus. Der Advokat aber hatte keine gute Nacht, aber dafür eine gute Lehre gewonnen. Welche? Das mag der Leser selber errathen.

Sä, da hest.

Zum Maler sprach der Wirth, der Klaus:
„Schreib groß und schön mir an mein Haus:
„Nur Ehrenleute hier eingehen.
„Die Lumpen bleiden draussen stehen.“
Der Maler sprach: das kann nicht sein!
Sonst komast du selber nicht hinein.